

Jane Eyre,

die Waise von Lowood.

Nach dem Englischen der Currer Bell.

Complet in 2 Bänden. Preis: 1½ Thlr.

Erster Band.

Altona.
C. M. Heilbutt.
1854.

Druck von Ackermann & Wulff in Hamburg.

Erste Abtheilung.

Die Waise im Hause ihrer Tante.

Mein Leben ist so reich an merkwürdigen Schicksalen gewesen, so viel Mißgeschick und Glück, so viel Leid und Freude haben darin abgewechselt, ich habe so viele Zurücksetzung erduldet und mich so mancher Anerkennung erfreut, ich bin das Opfer so vieler raffinirter Bosheit gewesen, und wenn nur das Grab als Hoffnungsanker mir übrig zu bleiben schien, so hat die Vorsehung wieder mein Schicksal so merkwürdig gewendet, daß ich wohl voraussetzen darf, durch die Erzählung meiner Lebensschicksale manchem Unglücklichen die Thränen zu trocknen und manchen durch Leid und Mißgeschick Niedergebeugten aufzurichten. Ihnen, verehrte Freundin, zunächst, sei diese Erzählung gewidmet.

Meine Jugend ist unglücklich gewesen. Ich wurde früh eine Waise und büßte von diesem Augenblicke an, für die Mißheirath, der ich mein Dasein verdanke. Mein Oheim, Herr Reed, nahm mich nach dem Tode meiner unglücklichen Mutter zu sich, weil ein angeborener Stolz ihm nicht erlaubte, seine Nichte dem öffentlichen Mitleid

preiszugeben. Der nämliche Stolz war auch der Grund, weshalb er, so lange er am Leben war, von Jedermann in seinem Hause verlangte, mir, wenn nicht die gleiche Liebe, doch wenigstens die gleiche Achtung zu zollen, wie seinen drei Kindern. Aber sein Tod, welcher kurz nach meiner Ankunft auf Gateshead-Hall eintrat, überließ mich schutzlos den fast boshaften Launen der Frau, die ich noch jetzt in Folge eines Ueberrestes von Abscheu, mit Widerwillen meine Tante nenne.

Herr Reed hatte zwei Töchter und einen Sohn. Jene waren wunderschön, mit kindlichen Herzen voll lieblicher Jugendfrische, Koketterie und Unschuld; dieser mein abscheulicher Cousin, John Reed, von dem ich Ihnen wohl zuweilen schon Einiges gesagt habe, war der ächte Typus eines werdenden Dandys, träge, widerspenstig, spottsüchtig und tyrannisch. Er glaubte seine Bosheit gegen mich um so ungestörter entwickeln zu können, als er gegen mich den doppelten Vortheil der mütterlichen Bevorzugung und einer der meinigen weit überlegenen Körperkraft besaß. Er mißbrauchte denselben im höchsten Maaße, wozu ihn, wie ich glaube, eine Art heimlichen Grolls, den er auf dem Grunde meines gekränkten Herzens errieth, noch mehr anreizte. Da ich aus tausendfältiger Erfahrung wußte, daß jede Klage, jede Berufung auf die Billigkeit der Mistreß Reed vergebens sein würde, so ertrug ich die beleidigenden Scherze Master Johns mit einer schüchternen Resignation und einem verhaltenen Zorn, die ich später in gewissen Augenblicken in mir wiedergefunden habe und welche mir, wie Sie sehen werden, von Nutzen gewesen sind; die mich aber auf die Dauer unfehlbar aufgerieben haben würden, hätten sie nicht durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen meiner Erziehung eine andere Richtung gegeben.

Der Vorfall, auf den ich hier anspiele, ist die einzige Probe, die ich Ihnen von meinen Jugendleiden geben will. Ich wage es kaum, auf Einzelheiten zurückzukommen, welche für jeden Andren außer mir, ohne alles Interesse sind.

Ich befand mich an einem regnerischen Nachmittage in einer tiefen Fensternische verborgen, wo ich auf meinen gekreuzten Beinen saß und in einem großen Buche blätterte, das ich mir aus der Bibliothek im Salon geholt hatte. Es waren die „Vögel Englands von Bowick.“ Ich betrachtete mit bewunderungsvoller Aufmerksamkeit die schönen, colorirten Kupferstiche, und wenn meine Augen von dem Buche aufblickten, suchten sie entweder die schweren grauen Wolken, die der Wind vor sich her trieb, oder den traurigen Anblick eines noch laublosen und vom Wasser triefenden Gartens.

Plötzlich wurde die Thür des Speisesaales mit Geräusch geöffnet und eine wohlbekannte Stimme schreckte mich auf.

„Hierher, Schläferin!“ rief mein liebenswürdiger Vetter, hielt aber inne, als er Niemanden in dem scheinbar leeren Zimmer erblickte. „Wo Teufel mag sie sich versteckt haben?“ fuhr er fort. „Lizzy! George! (dies waren seine Schwestern) Jane ist also nicht hier... Mama glaubt, sie ist im Regen ausgegangen, die nichtswürdige kleine Hexe.“

Dieser Eingang ermuthigte mich nicht, zum Vorschein zu kommen, und ich verhielt mich daher ganz still, indem ich glaube, Master John, dessen physischer und moralischer Scharfblick auf gleicher Höhe standen, werde mich in meinem Versteck nicht auffinden. Aber Elisa kam auf seinen Ruf herbei und leitete ihn sehr bald auf meine

Spur. Ich konnte nicht mehr zurückweichen; ich schob daher den Vorhang zurück, der mich verhüllte und, das nervöse Zittern, das mich bereits ergriffen hatte, unter einem Scheine kalter Ruhe verbergend, erschien ich vor meinem jungen Tyrannen.

„Was willst Du von mir?" fragte ich ihn in einem Tone, aus welchem schon Mißtrauen hervorblickte.

„Was willst Du von mir, Master Reed?" wiederholte er, einen besonderen Nachdruck auf die beiden letzten Worte legend. „So mußt Du mit mir sprechen. Ich will, Du sollst hierher kommen."

Indem er sich in einen großen Lehnstuhl warf, winkte er mir, näher zu treten und vor ihm stehen zu bleiben.

John war damals ein plumper Bursche von etwa vierzehn Jahren, von zugleich robustem und ungesundem Aussehen, mit bleicher, fahler Gesichtsfarbe, überhaupt allen äußeren Merkmalen der zügellosen Unmäßigkeit im Essen. Er aß in der That unglaublich viel, und seine Mutter, welche stets um die, wie sie sagte, äußerst zarte Körperconstitution dieses verzogenen Knaben besorgt war, konnte ihm gleichwohl die täglichen Ausschweifungen im Genusse von Speisen nicht verbieten, die seinen nichts weniger als zarten Organismus erschlafften.

Gewöhnt, mich dem Willen dieses Menschen zu unterwerfen, dessen bloßer Anblick einen peinlichen Eindruck auf mich machte, näherte ich mich ihm, ohne ein Wort zu sagen. Er heftete seine Augen auf die meinigen und als er sah, daß sich diese nicht zu Boden senkten, schnitt er mir ein abscheuliches Gesicht, der gewöhnliche Vorbote seiner Mißhandlungen.

Ich ahnete, daß er mich schlagen würde; aber ich

weiß nicht, welche geheime Kraft mich unbeweglich bleiben ließ, indem ich mit kalter Geringschätzung dieses häßliche Gesicht betrachtete. Wahrscheinlich verstand er diese stumme Sprache, denn er zögerte nicht länger, mir einen so heftigen Faustschlag zu geben, daß ich einen oder zwei Schritte zurücktaumelte und Mühe hatte, mich auf den Füßen zu erhalten.

„Das ist für Dein ungebührliches Benehmen, nicht zu antworten, wenn ich Dich rufe," sagte er zu mir, „und für Dein schlangenartiges Verkriechen hinter unsere Vorhänge, so wie für den verbissenen Zorn, der seit zwei langen Minuten aus Deinen Augen spricht, boshafte Spinne."

Ich entgegnete nie etwas auf John Reeds Schimpfworte, denn ich war immer damit beschäftigt, mich auf den Schlag gefaßt zu machen, der ihnen folgen konnte.

„Was machtest Du dort?" fragte er weiter, indem er nach dem Fenster zeigte, an welchem ich eine so traurige und zugleich angenehme Stunde zugebracht hatte.

„Ich las."

„Zeige mir das Buch."

Ich holte es herbei.

„Ich will Dich lehren," fuhr er fort, „in meinen Bibliotheken herumzustöbern und meine Bücher zu besudeln, kleine Betteldirne. Geh dorthin neben den Spiegel .... nicht so nahe ans Fenster."

Ich hatte den Zweck dieses Befehls anfangs nicht errathen. Als ich mich aber an der bezeichneten Stelle befand, wurde mir Alles klar, denn ich sah, wie er den dicken Band, den ich ihm gebracht hatte, emporhob und in der Luft schwenkte. Mit einem Angstschrei sprang ich auf die Seite; aber es war zu spät. John hatte richtig

gezielt. Das Buch traf mich an die Stirn und ich fiel gegen die Thür, deren Kante mir die Haut verletzte. Ich fühlte einen empfindlichen Schmerz und als ich die Hand, mit der ich mechanisch nach meiner Wunde gegriffen, wieder zurückzog, war sie mit Blut befleckt.

Eine unwiderstehliche Entrüstung folgte dem Gefühle, das mich anfangs beherrscht hatte. Und da ich damals die römische Geschichte las, da ich John Reed oft im Stillen mit Nero, Caligula und anderen fast eben so verabscheuungswürdigen Tyrannen verglichen hatte, so rief ich aus:

„Du bist ein böser und grausamer Mensch . . . Du gleichst einem Mörder . . . einem Sklavenhändler . . . den Kaisern von Rom!“

Diese Beleidigung mußte John Reed überraschen. Sie erbitterte ihn aufs Höchste und in rasender Wuth stürzte er auf mich zu. Ich fühlte, daß er mich zugleich bei den Schultern und bei den Haaren faßte. Einige warme Blutstropfen flossen über meinen Hals; mein glühender Kopf, meine in diesem Augenblicke heftigeren Schmerzen, ganz besonders aber der Gedanke, daß ich ein wirkliches Ungeheuer, ähnlich den Kaisern Goldsmiths vor mir hatte, raubten mir alle Selbstbeherrschung. Ich leistete einen verzweifelten und siegreichen Widerstand, ohne zu wissen, welche Rolle meine Nägel und vielleicht auch meine Zähne dabei spielten. Bald sah sich Master John in die Nothwendigkeit versetzt, um Hülfe zu rufen. Sobald der Ton seiner Stimme in das Nebenzimmer drang, kamen die beiden vertrautesten Dienerinnen der Mistreß Reed herbei und als es ihnen mit großer Mühe gelungen war, uns zu trennen, vernahm ich die rauhe und kreischende Stimme meiner Tante, welche den Lärm übertönte.

„Mutter, sieh nur wie Jane mich zugerichtet hat, —

rief John ihr entgegen — sie hat mich geschlagen, gekratzt und gebissen, und was meinst Du, weshalb? Weil ich ihr verbot, mir meine Bücher zu verderben."

„Der Bube hat ohne Veranlassung mich arg gemißhandelt" — — — wollte ich entgegnen, aber meine Stimme wurde von der meiner Tante übertönt.

„Wie, Du hast Dich unterstanden, Dich an meinen Sohn thätlich zu vergreifen? Ist das der Respekt, den Du ihm schuldig bist? Ist das der Dank für die Wohlthaten, die wir Dir gewähren?"

Sie ließ mich nicht zu Worte kommen.

„In die rothe Kammer!" rief sie; „schließt sie ein und laßt sie dort!"

Ich hätte nie geglaubt, daß ich mich je gegen diese gefürchtete Stimme auflehnen könnte. Aber in diesem Augenblicke gab es auf der ganzen Welt keinen Herrn für mich, und nur mit Gewalt brachte man mich aus dem Zimmer, in welchem der eben erzählte Auftritt stattgefunden hatte.

Selbst in der rothen Kammer, als ich auf einen Stuhl gesetzt worden war, wollte ich wieder aufspringen und den Kampf mit meinem Vetter erneuern. Die beiden Dienerinnen wußten nicht mehr, welchen Heiligen sie anrufen und wie sie die „wüthende Katze" bändigen sollten, die ihnen so viel zu schaffen machte. Endlich hatte die eine von ihnen einen glücklichen Einfall; es war Bessie, das einzige Wesen, das mir in diesem fluchwürdigen Hause zuweilen Beweise von einer Art Freundschaft gegeben hatte.

„Wenn Sie sich noch länger sträuben, Miß," sagte sie zu mir, „so müssen wir Sie binden. Miß Abbott,"

setzte sie hinzu, „leihen Sie mir doch Ihre Strumpfbänder, denn die meinigen würde sie bald zerreißen.“

Miß Abbott wendete sich um und löste die mit bestimmten Fesseln von den kräftigen Pfeilern, auf denen ihr gewaltiger Körper ruhte. Ich sah einen neuen Schimpf voraus, woran der Gedanke mich empörte und mir eine gewisse erzwungene Ruhe gab.

„Bemühen Sie Sich nicht, Miß Abbott!“ rief ich aus; „ich verspreche Ihnen, mich nicht von der Stelle zu rühren.“

Zur Bekräftigung meines Versprechens klammerte ich mich mit beiden Händen an dem Stuhle fest, auf den ich wider meinen Willen gesetzt worden war.

Bessie sah, daß ich im Ernst sprach und es war daher nicht mehr die Rede davon, mich zu binden. Die beiden Mädchen hielten es nun für angemessen, mir eine lange Predigt zu halten über mein thörigtes Benehmen und über die Nothwendigkeit, daß ich mich, da ich arm und schutzlos war, dem Willen Derjenigen unterwerfen müsse, die mir Brot gaben. In trotzigem Stillschweigen und ohne meine fast herrische Stellung zu verändern, hörte ich Alles mit an. Sie gingen endlich und verschlossen die Thür.

Die Augenblicke, welche auf ihre Entfernung folgten, habe ich nicht vergessen. Das rothe Zimmer war ein großes, selten bewohntes Gemach, denn Besuche waren in Gateshead=Hall eben nicht häufig. In der Mitte dieses öden und stillen Zimmers, das etwas Majestätisches hatte, wie das Tabernakel eines jüdischen Tempels, stand auf massiven, dunkelbraunen Mahagonyfüßen ein großes Bett mit Vorhängen von rothem Damast. Gardinen von dem näm=

lichen Stoffe und der nämlichen Farbe hingen vor den zwei hohen Fenstern, deren Läden nie geschlossen wurden. Der Fußboden war mit einem rothen Teppich bedeckt, über den vor dem Bett stehenden Tisch war ein ähnliches Tuch gebreitet und die Wände mit einem lichten Stoffe bekleidet, auf dem sich einzelne rothe Streifen befanden. Der Kleiderschrank, der Toilettentisch und die Stühle von altem, dunklem Mahagony glänzten in der Dunkelheit, von der besonders noch zwei Gegenstände grell abstachen: die Matratzen und Kissen des Bettes mit blendend weißen Ueberzügen, und dann ein Krankenlehnstuhl mit einem gleichen Ueberzuge und einem Auftritte, der mir in diesem feierlichen Augenblicke wie ein „bleicher Thron" erschien.

Es war empfindlich kalt in diesem Zimmer, wo nie Feuer angezündet wurde. Da es von der Kinderstube und der Küche ziemlich weit entfernt lag, so herrschte fortwährend eine tiefe Stille darin. Endlich war in diesem gespensterhaften Bett mein Oheim vor einigen Jahren verschieden, eine Erinnerung, welche das Schauerliche des mysteriösen Ganzen noch erhöhte.

Bald fühlte ich mich beängstigt in diesem öden Raume, der mir wie ein Grabgewölbe erschien; ich stand daher von meinem Sitze auf und ging nach der Thür, die, wie ich wähnte, vielleicht offen geblieben sein konnte. Ein kalter Schauder ergriff mich, als ich sah, daß sie wirklich fest verschlossen war. Um auf meinen Platz zurückzukehren, mußte ich bei einem großen Spiegel vorüber, in welchem ich schon die geisterhafte Form des weißen Todtenbettes erblickt hatte. Mein Blick versenkte sich unwillkührlich in die trügerischen Tiefen, die er mir darbot, und ich sah nun darin ein wunderliches kleines Geschöpf, das mir die schottischen Feen ins Gedächtniß rief, deren boshafte Streiche

mir Bessie erzählte, wenn man uns in der Wäschkammer allein ließ und ich auf ihre Bügeleisen Acht gab. —

In diesem kleinen, mageren und blassen Geschöpf, dessen scheue Augen blitzten, dessen schwache weiße Arme sich auf dem dunklen Hintergrunde abzeichneten, und das eine Art stummes Gebet flüsterte, erkannte ich erst nach einiger Zeit . . . die unglückliche Nichte der Mistreß Reed. Es wurde mir fast noch ängstlicher zu Muthe, als ich mich mit dieser seltsamen Transfiguration meiner eignen Person allein sah.

Ich sage Ihnen nichts von den tausend sonderbaren Bildern, die an meiner übereizten Phantasie vorüberzogen und welche die heftige Aufregung meines Kopfes und die so lange unterdrückte Empörung meines Herzens in mir hervorriefen.

Ich weiß nur, daß eine klare Idee von meiner Lage, von der Ungerechtigkeit, unter der ich seufzte, von der Abneigung, deren unschuldiges Opfer ich war, von meiner kränklichen Häßlichkeit, die meinen Verwandten ein Gräuel war, und von meiner angeborenen Menschenscheu, welche noch dadurch vermehrt wurde, daß man mir keine Liebe und keine Aufmunterung zu Theil werden ließ, sich zum ersten Male in meinem Geiste festsetzte.

Auch weiß ich noch, daß die äußere Dunkelheit nach und nach die spärlichen Lichtstrahlen verlöschte, die in das rothe Zimmer drangen, daß der Himmel noch fortwährend seine Schmerzensthränen vergoß, daß der Wind traurig in den Bäumen des Parkes seufzte, daß mich allmälig eine entsetzliche Angst und eine gänzliche Muthlosigkeit ergriffen, und daß einer meiner letzten Gedanken, ehe ich völlig das Bewußtsein verlor, der feste Vorsatz war, auf diesem nämlichen Bette, wo Herr Reed entschlafen war, Hungers zu

sterben. Dann war es mir, als bewegte sich eine menschliche Gestalt unter der Decke des Geisterbettes . . . dies war der Gnadenstoß für mich. — —

Es scheint, daß ich ganz ohne Besinnung gefunden wurde und daß ich erst nach langer Zeit aus dieser Betäubung erwachte, in welche mich die Angst versetzt hatte. Man mußte den Arzt rufen, ihm die meiner Ohnmacht vorausgegangenen Scenen erzählen und sich wegen der gegen mich angewendeten Strenge rechtfertigen. Dies Alles war keineswegs geeignet, mir das Herz meiner Tante Reed zu gewinnen. Wir geriethen noch mehre Male im Streit miteinander und bei jeder solchen Gelegenheit steigerte sich mit meiner Widersetzlichkeit gegen ihren Willen der Haß, den ich ihr einflößte.

Zwei oder drei Monate nachher erschien ein mir völlig fremder Besuch auf dem Schlosse. Es war ein ganz schwarzgekleideter Mann von häßlichem Gesicht und schmeichelndem Benehmen. Man rief mich herbei, um mich ihm besonders vorzustellen, was mich in das höchste Erstaunen setzte, da es mir noch nie begegnet war. Er fand mich sehr klein für mein Alter, fragte mich nach meinem Namen und ob ich wüßte, wohin die bösen Kinder nach ihrem Tode kämen. Auch wollte er wissen, ob ich die Bibel gelesen hätte, und schien sehr entrüstet, als ich ihm unter Anderem sagte, daß mich die Psalmen durchaus nicht interessirten.

„Dies ist ein Beweis," sagte er, „daß Du ein böses Herz hast. Wir wollen sehen, ob es uns gelingt, daß Gott Dich davon befreit und Dir ein anderes dafür giebt, ein Herz von Fleisch, anstatt eines Herzens von Stein."

Dieser lange Mann, dessen graue, von dichten Brauen beschattete Augen, große Nase und hervorstehende Zähne

ich noch vor mir sehe, hieß Mr. Brocklehurst. Er war der Director einer Armenschule.

Mistreß Reed hatte ihn kommen lassen, um über meine Aufnahme in diese Anstalt mit ihm zu sprechen. Die Sache kam ohne große Schwierigkeit zu Stande und am darauf folgenden 19. Januar, einer der denkwürdigen Tage meines traurigen Lebens, verließ ich Gateshead-Hall mit einer Art schmerzlicher Zufriedenheit, ohne Mistreß Reed zu umarmen und ohne sogar den Eid zu brechen, den ich mir selbst in dem rothen Zimmer geleistet hatte, ihr nie wieder den Namen „Tante“ zu geben, ein Beweis, daß ihre Härte jedes Band zwischen uns auf immer zerrissen hatte.

Bessie allein begleitete mich bis auf die Straße. Die Diligence kam bald vorüber, und der von der empfindlichen Kälte des Morgens ganz erstarrte Conducteur schob mich in den Wagen, wie er meinen kleinen Koffer unter den Kutschersitz geschoben hatte. Eine größere Höflichkeit von seiner Seite würde mich in Verwunderung gesetzt haben. Ich hatte schon in reichem Maße die verletzende Gleichgiltigkeit dienender Personen empfunden und meinen unbeugsamen Stolz daran gewöhnt, der mich vielleicht allein vor jeder wirklichen Erniedrigung bewahrt hat.

Zweite Abtheilung.

Die Waise in Lowood.

Hatte mich Haß und Bosheit bei der Familie meines Oheims verfolgt, so waren es nun Entbehrungen aller Art, denen ich entgegen ging. Ich habe 8 Jahre in Lowood zugebracht, meine theure Freundin, und ich habe kaum eine schwache Erinnerung von diesen 8 Jahren behalten. Die aufeinanderfolgenden Tage brachten so genau die nämliche strenge Ordnung methodischer Arbeiten und unbedeutender Erholungen; die nämlichen fast durchgängig verdrießlichen und leidenden Gesichter zogen so regelmäßig an meinen Augen vorüber, die nämlichen Studien und die nämlichen praktischen Uebungen wurden mit einer so exemplarischen Geduld beständig wiederholt, daß diese acht Jahre meiner Jugend kaum den Eindruck eines einzigen mühevollen Tages voll ungeduldiger Langeweile, kleiner Sorgen, Entbehrungen und Quälereien, der fast ganz für den Geist oder das Herz verloren ist, in meinem Gedächtniß zurückgelassen haben.

Die Armenschule ist das Kloster ohne die Begeisterung, die Pensionsanstalt ohne die Pflege, das gemeinsame Beisammenleben ohne das innigere Aneinanderschließen. Von den Nonnen hatten wir die mehr als frugale Kost,

den kurzen Schlaf und das häufige Beten. Mit den Schülerinnen hatten wir das öftere Gescholtenwerden und den Zwang zu falsch geleiteten Beschäftigungen gemein: aber eine schmutzige Sparsamkeit stand obenan und verursachte uns wirkliche Qualen. Ich spreche nicht etwa von der puritanischen Einfachheit, welche uns Allen die nämliche Kleidung gab; den nämlichen Haarputz ohne Locken, die nämlichen baumwollenen, bis an das Kinn heraufgehenden Kleider, die nämliche kleine Leinwandtasche, welche an unsrem Gürtel hing und als Arbeitsbeutel diente, die nämlichen grauen Wollstrümpfe, die nämlichen Dorfschuhe mit großen kupfernen Schnallen.

Es war ganz natürlich, daß wir, von allen Mitteln entblößt, auch im Aeußeren unsre Armuth bekundeten. Aber warum verweigerte man uns eine hinreichende Nahrung? Warum dieser Mangel jeder Sorgfalt, der so weit ging, daß wir zuweilen kaum im Stande waren die Speisen zu genießen, welche uns mit übertriebener Sparsamkeit zugemessen wurden? Warum ließ man uns im Winter in großen Sälen frieren, wo erst mit hereinbrechender Dunkelheit ein Feuer angezündet wurde, dessen spärliches Licht das Erscheinen der Lampe verzögerte? Warum namentlich diese Geringschätzung des Lebens, die sich in dem Mangel der einfachsten Schutzmittel gegen die Feuchtigkeit des Klima's äußerte, das jedes Jahr unsere gedrängten Reihen lichtete?

In einer für das Auge reizenden Gegend in der Mitte eines prächtigen Waldes gelegen, sog Lowood von allen Seiten die morastigen Ausdünstungen ein, welche den großen Wäldern in bergigen Gegenden entströmen. Im Winter machte der Frost unser Waisenasyl weniger ungesund. Aber mit den ersten schönen Tagen drangen die Fieber und der Typhus hinter seine hohen Mauern und verwandelten

das mit kräftigen und gesunden Kindern bevölkerte Haus in ein großes Hospital. Diese Krankheiten fanden uns schon geschwächt durch eine fortdauernde halbe Hungerkur und durch Erkältungen, gegen welche man nie die geringsten Heilmittel anwendete, und die Jahreszeit der Blumen war für uns die Zeit der Cypressen.

Diese lieblichen und zugleich verderblichen Maimonate sind mir treu im Gedächtniß geblieben. Von achtzig Mädchen, die wir im Ganzen waren, habe ich bis funfzig auf einmal krank liegen sehen. Dann lockerten sich natürlich alle Bande der Disciplin, denn die Lehrerinnen mußten den Dienst von Krankenwärterinnen verrichten und hatten daher nicht mehr Zeit, uns die täglichen Unterrichtsstunden zu geben.

Ueberdies verordneten die Aerzte eine fast beständige Bewegung als das beste Präservativmittel gegen die Ansteckung. Man überließ daher den Schülerinnen, welche von der Krankheit verschont blieben, den Garten und ich habe darin mehr als einmal den ganzen Tag unter den Blumen zugebracht, indem ich wieder und immer wieder den einzigen Roman las, welcher in diesem frommen Hause gestattet war: „Rasselas,“ liebe Freundin, ja, „Rasselas, Prinz von Abyssinien!“

Dies Alles führt mich auf Helena Burns, das sanfteste und anziehendste Wesen, das mir zu sehen und zu lieben vergönnt worden ist. Sie war es, die mir „Rasselas“ wenige Tage nach meiner Ankunft in Lowood lieh. Sie war es ferner, die mir erklärte, was ich noch nicht wußte, daß man in dieser sogenannten Armenschule gleichwohl funfzehn Pfund Sterling für jede Schülerin bezahlte und daß nur das Fehlende durch freiwillige Beiträge aufgebracht wurde. Ueberhaupt verdankte ich ihr meine richtigsten An-

fichten über die Anstalt selbst und über die Art und Weise, wie ich mir meine Lage darin vorstellen mußte.

Helene war kaum dreizehn Jahre alt; aber eine langjährige Gewohnheit des Unglücks hatte ihr Urtheil gereift und ihren Verstand ausgebildet. Auch legte sie eine gewisse frühreife Klugheit an den Tag, welche natürlich mehrere von den Personen, die unsere Erziehung leiteten, gegen sie einnahm. Darin hatten auch die häufigen Ungerechtigkeiten und Kränkungen ihren Grund, welche Helene immer stillschweigend ertrug, selbst wenn sie mit einem einzigen Worte den blinden und gehässigen Tadel hätte entkräften können, mit dem man sie ohne Ursache verfolgte.

Ich konnte mir dieses Stillschweigen nicht erklären, das ich vielleicht ebenfalls aus Geringschätzung beobachtet haben würde, das aber bei meiner gottesfürchtigen Freundin eine ganz andere Bedeutung hatte.

Eines Tages, als ich sie, wie gewöhnlich mit der größten Ruhe, derjenigen unserer Lehrerinnen, die sie am meisten quälte, die Strafruthe hatte bringen und zehn bis zwölf Schläge auf den bloßen Rücken erhalten sehen, wollte ich mir über diese mich in Erstaunen setzende Resignation Aufklärung verschaffen.

Ich setzte mich neben Helenen, welche in der leeren Klasse am Kamin in ihrem Rasselas las. Sogleich schloß sie das Buch.

„Ich wette,“ sagte ich ohne Einleitung zu ihr, „daß Du mit dem Gedanken umgehst, Lowood zu verlassen.“

„Ich?“ erwiederte sie, indem sie mich mit ungeheucheltem Erstaunen anblickte; „ich bitte Dich, warum denn? Ich bin in dieses Haus gebracht worden, um darin erzogen zu werden, was würde es mir also nützen, wenn ich es verließe, ehe meine Erziehung vollendet ist?“

„Aber Miß Scatcherd (die erwähnte Lehrerin) ist ja so grausam gegen Dich?“

„Grausam? Durchaus nicht, sie ist nur streng: Meine Fehler mißfallen ihr.“

„An Deiner Stelle würde sie mir mißfallen. Ich würde mich ihr wiedersetzen. Wenn sie mich schlüge, wie sie Dich geschlagen hat, würde ich ihr den Stock aus der Hand reißen, und ihn auf ihrem Gesicht zerschlagen.“

„Dies würdest Du wahrscheinlich nicht thun, und wenn Du es thätest, so würdest Du aus der Schule gestoßen werden und darüber würden sich Deine Verwandten sehr betrüben. Es ist viel besser, einen Schmerz zu ertragen, der uns allein betrifft, als durch eine Aufwallung von Zorn allen Denen Kummer zu bereiten, die uns ihre Theilnahme schenken. Ueberdies schreibt die Bibel vor, das Böse mit Gutem zu vergelten.“

Ich hörte diese Moral an, ohne sonderlichen Geschmack an ihr zu finden. Was mich besonders wunderte, war der Mangel jedes Grolls gegen die Person, über welche sich, meiner Ansicht nach, Helene mit Recht zu beklagen hatte. Ich fühlte jedoch in meinem Herzen, daß Helene ein richtiges Urtheil über die Dinge dieser Welt besaß, das mir noch fehlte.

„Du sagst, Helene,“ fuhr ich fort, „daß Du Fehler hast. Worin bestehen sie denn? Mich dünkt, Du bist ganz tadellos.“

„Darüber will ich Dich enttäuschen und Dir lehren, nicht nach dem äußeren Scheine zu urtheilen. Ich bin, wie Miß Scatcherd gesagt hat, nachlässig und unaufmerksam. Meine Sachen sind nur selten in Ordnung; ich widersetze mich nicht den Regeln der Anstalt, aber es geschieht

häufig, daß ich sie vergesse. Wenn ich lernen sollte, lese ich; ich mache meine Arbeiten nicht methodisch und regelmäßig, und es ist mir zuweilen, als könnte ich mich keiner systematischen Anordnung fügen. Dies Alles gefällt Miß Scatcherd nicht, denn sie ist im Gegentheil außerordentlich genau, pünktlich, eigen...“

„Gehässig und hartherzig,“ setzte ich hinzu.

Aber Helene Burns wollte dies nicht zugeben. Sie schwieg.

„Uebrigens,“ fuhr ich ohne Ueberlegung fort, „warum bist Du eigentlich nicht aufmerksam? Es ist ja so leicht.“

„Für Dich wohl, das will ich gern glauben, liebe Jane. Ich beobachtete Dich diesen Morgen beim Unterricht, und ich habe gesehen, wie aufmerksam Du warst. Während Dir Miß Miller die Lectionen erklärte und Dir Fragen vorlegte, hörtest Du ihr aufmerksam zu und warst nicht zerstreut. Mir dagegen begegnet es oft, wenn Miß Scatcherd mit mir spricht und ich nur nach ihr hören sollte, daß ich zuletzt selbst ihre Stimme nicht mehr vernehme. Ich versinke in eine Art von Träumerei, es scheint mir zuweilen, als befände ich mich in Northumberland und als wäre das Geräusch, das mein Ohr berührt, das Rieseln des kleinen Baches, welcher durch Deepden in der Nähe unsres Hauses vorüberfließt. Wenn die Reihe an mich kommt zu antworten, so muß ich unsanft aus meinem Nachsinnen aufgerüttelt werden, und da ich die ganze Zeit über dem eingebildeten Rauschen des heimatlichen Wassers gelauscht habe, so bin ich auf keine passende Antwort vorbereitet.“

„Du hast indeß gerade diesen Morgen ohne Fehler geantwortet.“

„Dies war Zufall, weil mich der Gegenstand des

Unterrichts interessirte. Es war von Karl I. die Rede, und anstatt an unsern schönen Bach zu denken, wunderte ich mich, wie ein so unbescholtener und gewissenhafter König zuweilen so ungerecht, so unweise und so unredlich handeln konnte. Seine Einsicht wurde wahrscheinlich durch seine hohe Stellung getrübt. Wenn er die Vorrechte seiner Krone hätte bei Seite lassen und die allgemeinen Bestrebungen seiner Zeit richtig beurtheilen können ... Doch trotz alledem liebe ich diesen Karl ... ich hege große Achtung und Theilnahme für den unglücklichen gemordeten König. Ja, seine Feinde gingen zu weit, sie vergossen ein Blut, das sie nicht das Recht hatten zu vergießen. Wie konnten sie es wagen, Karl Stuart hinzurichten?"

Helene sprach offenbar mit sich selbst, indem sie vergaß, daß ich weder ihren Betrachtungen folgen, noch die Fragen beantworten konnte, welche sie an mich richtete, ohne es zu ahnen.

Wir kamen jedoch bald auf den Gegenstand unsres Gesprächs zurück. Ich suchte Helenen zu beweisen, daß die Rache nicht allein ein Recht, sondern eine Pflicht sei, da sie für Jeden, der sie verdient hat, eine Lehre ist.

„Es ist eben so natürlich, der Ungerechtigkeit Widerstand zu leisten, als daß wir Den hassen, der uns haßt, Den lieben, der uns liebt und die Strafe entgegen nehmen, wenn sie gerecht ist."

„Das ist aber gegen die Lehren der Religion, erwiederte Helene ruhig — welche diese Grundsätze verwirft."

„Verwirft? das ist mir unbegreiflich."

„Und zwar deshalb, weil durch Heftigkeit der Haß nicht entwaffnet wird und die Rache eine Ungerechtigkeit nicht wieder aufhebt."

„Auf welch' andere Weise kann denn dies geschehen?“

„Darüber eben geben die Lehren der Religion Auskunft, welche allein vermögen, Dich dauernd zu beglücken. In alle menschlichen Verhältnisse tief eingreifend, gebieten sie in diesem Falle: Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen, thut wohl Denen, die Euch beleidigen und verfolgen.“

„Nach diesen Vorschriften,“ rief ich aus, „müßte ich Mistreß Reed auch lieben, und dies kann ich nicht; ich müßte ihren Sohn, John, segnen, und dies ist unmöglich.“

Jetzt verstand Helene mich nicht, denn meine Lebensgeschichte war ihr noch unbekannt. Es war eine ganz natürliche Gelegenheit, sie ihr zu erzählen, und von diesem Augenblicke an war unsere Freundschaft noch viel inniger.

Ich könnte Ihnen kaum sagen, wie viel Wochen, Monate oder Jahre sie dauerte, so sehr ist mir das Maß jener Zeit entschwunden, die uns langsam aber unbewußt verstrich. Ich weiß nur, daß ich mich während eines der schönen aber verderblichen Frühlinge, die ich oben erwähnt habe, in dem mit Blumen geschmückten Garten allein befand, ohne die Freundin, deren Umgang mir unsere freien Stunden so heilbringend versüßt hatte.

Helene war krank. Es vergingen mehre Wochen, ohne daß mir erlaubt wurde, sie zu besuchen. Ich wußte nicht, in welchem Theile des Hauses sie lag, denn man hatte sie nicht in den gemeinschaftlichen Saal der Fieberkranken gebettet. Sie hatte nicht den Typhus. Auf alle meine Fragen erhielt ich zur Antwort, sie habe die Auszehrung, und ich stellte mir unter diesem unbestimmten Worte einen Zustand kaum fühlbarer und leicht zu heilender Schwäche vor, den die Zeit und eine sorgfältige Pflege sicher heben mußten.

Ueberdies hatte ich einige Male aus dem Fenster der

Klasse gesehen, und es hatte mich noch mehr beunruhigt, daß Miß Temple, diejenige unserer Lehrerinnen, welche Helene und ich am Meisten liebten, meine Freundin an warmen Nachmittagen in den Garten führte. Man gestattete mir jedoch niemals, zu ihr zu gehen und mit ihr zu sprechen. Ich konnte sie kaum erkennen, da ihr Gesicht immer mit einem grünen Schleier verhüllt war.

Als ich an einem Juniabende aus dem Walde zurückkehrte, in den man uns spazieren geführt hatte, sah ich im Mondenscheine, vor der Gartenthür, den Poney des Herrn Bates, unsers Arztes, stehen. Eine von uns bemerkte, daß wahrscheinlich eine sehr gefährliche Kranke in der Anstalt sei, da so spät nach dem Arzte geschickt worden war. Ich achtete wenig auf diese Aeußerung und blieb vor meinem kleinen Blumenbeete stehen, auf das ich einige Blumen pflanzen wollte, die ich mit aus dem Walde gebracht hatte, weil sie verwelken könnten, wenn ich bis morgen wartete. Die von Thränen des Abends benetzten Blumen strömten süße Wohlgerüche aus, das noch feurige Abendroth versprach einen eben so schönen Tag, als der vergangene gewesen war, der Mond stieg prachtvoll in dem dunkeln Blau des Osten empor, und dies Alles brachte mich auf den Gedanken, daß es doch recht traurig sei, im Bett liegen zu müssen und ein so herrliches Schauspiel nicht genießen zu können. Ich dachte ferner, daß es noch viel schmerzlicher sein würde, diese schöne, duftende, alle Sinne berauschende Welt verlassen zu müssen, um in eine andere zu gehen, die Niemand kennt.

Bei dieser Gelegenheit machte mein Geist eine gewaltsame Anstrengung, um eine klarere Ansicht aus den erhaltenen Andeutungen zu schöpfen. Es war vergebens; er schrak zum ersten Male vor dem Dunkel zurück, das ihn

auf allen Seiten umhüllte, vor dem bodenlosen Abgrunde, der ihn verschlingen zu wollen schien, wenn er den einzigen Punkt verließ, der ihm eine sichere Stütze gewährt: die Wirklichkeit des gegenwärtigen Augenblicks.

Da öffnete sich plötzlich die Hausthür und Mr. Bates erschien in Begleitung einer Krankenwärterin. Sie wartete, bis er zu Pferde gestiegen war, und als sie eben das Gitterthor des Hofes verschließen wollte, eilte ich auf sie zu.

„Wie geht es Helene Burns?“ fragte ich sie.

„Nicht zum Besten,“ war die einzige Antwort, die ich zuerst erhielt. Aber ich begnügte mich nicht damit.

„Ist Mr. Bates vielleicht wegen ihrer geholt worden?“

„Allerdings.“

„Und was sagt er dazu?“

„Daß sie nicht lange mehr hier sein wird.“

Bei jeder andern Gelegenheit, besonders am vorhergehenden Tage, würden diese Worte nur ihre buchstäbliche Bedeutung für mich gehabt und ich würde geglaubt haben, Helenens Eltern hätten sie in ihr geliebtes Northumberland zurückgerufen. Aber ich brachte sie mit meinen heutigen Gedanken in Verbindung und erhielt dadurch ein klares und bestimmtes Bewußtsein von der Gefahr, welche meiner Freundin drohte. Ich sah sie schon hienieden ihre letzten Stunden zählen und im Begriff, nach den geheimnißvollen Regionen entführt zu werden, an die ich so eben gedacht hatte.

Es ergriff mich plötzlich eine unbestimmte Angst und ein tiefer Schmerz ... dann fühlte ich ein unwiderstehliches Verlangen, das liebenswürdige Mädchen noch einmal zu sehen. Die Krankenwärterin sagte mir wohl, daß Helene in Miß Temple's Zimmer lag; aber mehr konnte ich nicht von ihr erlangen, und da ich mich nicht der feuchten Abend-

luft aussetzen wollte, so begab ich mich in den Schlafsaal. Es hatte eben neun Uhr geschlagen.

Zwei Stunden später, als ich nach der tiefen Stille schließen konnte, daß ich allein noch wachte, schlüpfte ich aus meinem Bett, warf meine weite Blouse über und schlich mich barfuß aus dem Saale, um das mir bezeichnete Zimmer aufzusuchen. Ich kannte den Weg und überdies erleuchtete der Mond die langen Corridors hinreichend, so daß mein Unternehmen nichts weniger als schwierig war; als ich aber an dem Krankensaale vorüber ging, der einen starken Geruch von Kampher und verbranntem Essig ausströmte, ergriff mich eine entsetzliche Furcht, da ich bedachte, daß bei dem leisesten Geräusch eine Krankenwärterin herauskommen und mir den Weg vertreten könnte. Helenen zu sehen, war mir unentbehrliches Bedürfniß geworden.

Nachdem ich dieses Hinderniß glücklich überwunden hatte, befand ich mich bald an der Thür, die ich suchte. Ein heller Lichtstrahl fiel durch das Schlüsselloch und die Thüre selbst war nur angelehnt, ohne Zweifel, um ein wenig Luft in das Krankenzimmer einzulassen.

Ich zauderte nicht länger, meine Besorgnisse waren verschwunden. Jetzt hatte ich die Gewißheit, Helenen zu sehen, aber sollte ich sie lebend oder todt finden?

Dicht neben dem Bett der Miß Temple und von einem Vorhange desselben halb verborgen, traf mein Blick auf ein schmales Lager, unter dessen Decke sich eine menschliche Gestalt abzeichnete. Das Gesicht war durch den erwähnten Vorhang verhüllt. Unmittelbar daneben schlief die Krankenwärterin, mit der ich gesprochen hatte, und auf dem Tische stand ein düster brennendes Licht.

Miß Temple war nicht zugegen; ich erfuhr später, daß

sie zu einer andern Schülerin gerufen worden war, welche phantasirte.

Ich trat näher und legte die Hand an den Vorhang. Ich fühlte jedoch, daß ich sprechen mußte, ehe ich ihn zurückzog.

„Wenn dieser Körper ein Leichnam wäre?“ dachte ich. „Helene, bist Du wach?“ fragte ich dann mit leiser Stimme.

Es regte sich etwas, der Vorhang öffnete sich wie von selbst und ich erblickte ein blasses, eingefallenes, aber vollkommen heiteres Gesicht. Meine Befürchtungen waren sogleich verschwunden.

„Wie, Jane, Du bist hier?“ fragte mich Helene mit der lieblichen Stimme, deren Zauber mich so oft gefesselt hatte.

„Mit einem so ruhigen Blicke und einer so festen Stimme kann man nicht sterben,“ sagte ich zu mir selbst und beugte mich über das Bett, um meine Freundin zu umarmen. Ihre Stirn war kalt, ihre Wange ebenfalls; ihre Hände und Arme waren abgemagert, aber ihr Lächeln war noch das nämliche wie früher.

Ich erzählte ihr mit wenig Worten, ich hätte erfahren, daß ihre Krankheit schlimmer geworden sei und ich hätte nicht einschlafen können, ohne sie vorher einmal zu sehen.

„Nun wohl,“ entgegnete sie, „Du kommst gerade noch zur rechten Zeit, um Abschied von mir zu nehmen.“

„Du reisest also ab, Helene? Du kehrst nach Hause zurück?“

„Ja,“ erwiderte sie, „nach Hause . . . nach Hause, für immer.

Meine Augen füllten sich mit Thränen und die Stimme versagte mir, als ich diese trüben Prophezeihungen widerlegen wollte. Ein heftiger Husten, der aber die Wärterin

nicht aufweckte, verhinderte Helenen einige Minuten am Sprechen. Dann sagte sie viel leiser zu mir:

„Deine Füße sind bloß, Jane; lege Dich zu mir und verbirg sie unter der Decke.“

Ich erfüllte ihren Wunsch. Sie schlang ihren Arm um mich und drückte mich an ihre Brust.

„Ich bin glücklich, wahrhaft glücklich, Jane,“ fuhr sie nach einer ziemlich langen Pause mit schwacher Stimme fort. „Wenn man Dir sagen wird, daß ich todt bin, so betrübe Dich nicht, es ist nicht der Mühe werth. Früher oder später muß es doch dahin kommen, und die Krankheit, welche mich verzehrt, ist nicht schmerzhaft. Sie verschlimmert sich allmählig, fast ohne daß ich es bemerke, und läßt meine Seele vollkommen ruhig. Niemand wird meinen Verlust bedauern. Mein Vater hat sich seit Kurzem wieder verheirathet, und er wird mich daher nicht sehr vermissen. Indem ich jung sterbe, entgehe ich vielen Leiden. Ich besitze nicht das, was nöthig ist, um es in der Welt zu Etwas zu bringen. Immer und überall würde man mich zu tadeln und über mich zu klagen haben.“

„Aber, Helene,“ fragte ich sie ängstlich, „weißt Du, wohin Du gehst?“

„Ich gehe zu Gott, denn ich glaube an ihn. Ich zähle die Stunden, die mir noch bis zu dem Augenblicke übrig bleiben, der ihn mir offenbaren wird. Gott ist mein Vater und mein Freund.“

„Und wenn ich sterbe, werde ich Dich wiedersehen?“

„Ohne allen Zweifel, dort oben bei Dem, der uns Beide erschaffen hat.“

Es drängten sich noch viele andere Fragen auf meine Lippen, aber Helenens ruhiger Glaube beschämte mich. Ich

schwieg daher und drückte sie nur inniger an mich, als wollte ich sie zurückhalten.

„Wie wohl ist mir in diesem Augenblicke!“ hob sie wieder an. „Der Husten hatte mich angegriffen; jetzt fühle ich, daß mich der Schlaf übermannt. Geh nicht fort, Jane, ich habe Dich gern so recht nahe bei mir. Aber es ist Dir doch nicht kalt, liebes Herz?“

„Nein,“ antwortete ich, „und kein Mensch soll mich jetzt von Dir trennen.“

„Gute Nacht, Jane!“

„Gute Nacht, Helene!“

Wir wechselten einen Kuß und überließen uns dem Schlummer.

Es war heller Tag, als ich erwachte; überall herrschte eine ungewöhnliche Bewegung. Als ich die Augen öffnete, sah ich mich in den Armen der Krankenwärterin, die mich in den Schlafsaal trug. Man schalt mich, daß ich mein Bett verlassen hatte; auf alle meine Fragen erhielt ich keine Antwort. Aber einige Tage nachher erfuhr ich, daß Miß Temple, als sie am frühen Morgen in ihr Zimmer zurückgekehrt war, mich auf Helenens Bett, meinen Kopf an ihre Schulter gelehnt und meine Arme um ihren Nacken geschlungen, gefunden hatte. Ich war eingeschlafen. Helene war gestorben!

So hatte denn die Vorsehung mich wieder von der einzigen Freundin getrennt, die mir den Aufenthalt in Lowood einigermaßen erträglich machte. Denken Sie sich meinen Schmerz! Miß Temple, diejenige der Lehrerinnen, welche mir und Helenen noch die meiste Theilnahme bewies, ist fast die einzigste, welche ich mit dankbarer Erinnerung aus meinem traurigen Aufenthalt in Lowood erwähnen kann. Sechs Jahre blieb ich Schülerin in jener Anstalt und hatte während

dieser Zeit die vorhandenen Mittel zu meiner Ausbildung so gut benutzt, daß ich die letzten 2 Jahre meines Aufenthaltes zur Unterlehrerin avancirte. Ich war selbst eine leidliche Musikkennerin geworden und bediente mich ziemlich gewandt des Pinsels, was für meine späteren Jahre die Quelle mancher Erheiterung geworden ist.

Warum sollte ich Sie, verehrte Freundin, durch Erzählung dessen ermüden, was mir sonst in Lowood begegnet ist. Ist es mir doch fast selbst aus dem Gedächtniß entschwunden, so eintönig und einförmig folgte ein Tag dem andern, deshalb erwähne ich nur des Ereignisses, welches zunächst mich zu dem Wunsche veranlaßte, Lowood zu verlassen. Nachdem ich 8 Jahre daselbst zugebracht, verheirathete sich Miß Temple und verließ Lowood, das mir von diesem Augenblicke an ein unerträglicher Aufenthalt wurde. Ich überzeugte mich jetzt, daß das, was ich für Verständigkeit, für eine nie zu erschütternde philosophische Resignation, für den festen Willen, auf dem bescheidenen Wege fortzuschreiten, den mir die Vorsehung für immer angewiesen zu haben schien, gehalten hatte, nichts Anderes war, als die Wirkung der aufrichtigsten Freundschaft und der heilsamen Rathschläge Miß Temple's. Mit ihr schwand meine Seelenruhe, mit ihr flohen die frommen Vorsätze, zu leben und zu sterben, wo ich nützlich sein konnte, indem ich Waisen, wie ich, den Unterricht ertheilte, den ich selbst dem öffentlichen Mitleid verdankte.

Nachdem ich mich einige Zeit selbst getäuscht und die Traurigkeit, von der ich mich ergriffen fühlte, der Sehnsucht nach meiner abwesenden Freundin zugeschrieben hatte, machte ich eines Tages, ohne mir eigentlich selbst Rechenschaft darüber geben zu können, die Entdeckung, daß ich den zu engen Horizont unsres Asyls nicht länger mehr ertragen

konnte, daß ich mich nach einer größern Welt außerhalb dieses klosterähnlichen Gefängnisses sehnte. Ich dachte fortwährend an diese Welt, an ihre gefahrvollen Prüfungen, an ihr von Befürchtungen und Hoffnungen, von bald günstigen, bald widerwärtigen Wechselfällen erfülltes Treiben, und mein Muth steigerte sich bei dem Gedanken, mich hinein zu stürzen, sollte ich auch darin umkommen. Aber dieser Muth schwand bald wieder, wenn ich überdachte, daß ich möglicherweise wieder solch einem Schicksal entgegen gehen könne, wie ich es im Hause meiner Tante erfahren hatte. Diese Befürchtung war es, welche meinen Aufenthalt in Lowood verlängerte.

Als ich einmal des Nachts erwachte, ergriff mich plötzlich ein solcher Ueberdruß vor der Schule, ihren Regeln und ihren trocknen Pflichten, ich fühlte einen solchen Drang nach Freiheit, Veränderung und neuen Eindrücken, daß ich nicht einmal den Versuch machen konnte, dieses unwiderstehliche Verlangen zu bekämpfen.

Es herrschte eine vollkommene Stille im Schlafsaale; nur eine plumpe Walliserin, die meine Bettnachbarin war, erfüllte die Luft mit lautem Schnarchen. Sie war für mich die Personification der prosaischen Dienstbarkeit, zu der ich wider meinen Willen verurtheilt war und der ich mich durchaus entziehen wollte. Alle meine Gedanken concentrirten sich jetzt in der einen Frage: wie wird es mir gelingen, Lowood zu verlassen?

Tausend Pläne, von denen der eine immer abenteuerlicher und chimärischer war, als der andere, durchkreuzten sich in meinem erhitzten Kopfe, der sie als unausführbar verwarf, nachdem er sich einen Augenblick mit ihnen beschäftigt hatte. Plötzlich tauchte der Gedanke in mir auf:

„Die Zeitung der Grafschaft nimmt alle Anerbietungen von Personen auf, die eine Stelle suchen. Warum sollte ich

ihr nicht die Sorge übertragen, Jedermann zu sagen, daß ich bereit bin, eine unabhängigere und weniger einförmige Stellung anzunehmen, als die, welche mir das Schicksal angewiesen hat?«

Mein Plan war auf der Stelle gefaßt und seine Ausführung war die leichteste von der Welt. Ich bedurfte nur eines Vorwandes, und deren gab es tausende, um die Erlaubniß zu erhalten, nach dem Postamte von Lowton zu gehen. Dort gab ich meinen Brief an die Redaction des Journals ab, welcher das Gesuch einer Gouvernante enthielt, die sich erbot, ein oder mehre junge Mädchen unter vierzehn Jahren zu erziehen, indem sie versprach, ihnen Französisch, Zeichnen und Musik zu lehren. Anträge erbat ich mir unter der Adresse: Miß J. E., poste restante Lowton. Dann nahm ich mir vor, alle acht Tage nachzusehen, ob Jemand geneigt war, auf mich zu reflektiren.

Mein Wunsch ging schneller in Erfüllung, als ich gehofft hatte. Schon bei meiner ersten Nachfrage fand ich einen Brief unter meiner Chiffre vor, der folgende Zeilen enthielt:

»Wenn J. E., welche sich am vergangenen Donnerstage in dem . . . shire Herald als Gouvernante offerirt hat, wirklich die angeführten Talente besitzt und wenn sie genügende Empfehlungen ihres Charakters und ihrer frühern Wirksamkeit beibringen kann, so wird ihr hiermit eine Stellung vorgeschlagen, in welcher sie die Erziehung eines einzigen Mädchens unter 10 Jahren zu leiten hat. Der Gehalt besteht in 30 Pfund Sterling für das Jahr. J. E. kann die oben verlangten Nachweisungen, sowie die Namen der Personen, auf deren Empfehlung sie sich beruft, an die Herren Fairfax in Thornfield bei Millcote in der Grafschaft ** einsenden.«

Die Handschrift dieses Briefes war schwerfällig, altfränkisch und zitternd; es war augenscheinlich die einer Frau in vorgerückten Jahren. Ich konnte mir nichts Besseres wünschen und vergegenwärtigte mir sogleich das Bild einer achtbaren Matrone mit würdigen und kalten Manieren und ganz in schwarzer Seide gekleidet. Thornfield war ohne Zweifel ein altes Haus, vielleicht ein Schloß mit kleinen Thürmen, und in Bezug auf Millcote überzeugte ich mich bald durch Nachschlagen in einem geographischen Lexikon, daß es ein bedeutender Fabrikort war, der an dem Flusse A. lag. Danach konnte ich mir leicht ein Städtchen vorstellen, das von betriebsamen Einwohnern bevölkert war, einen Wald von hohen Schornsteinen, aus denen ein dunkler Rauch emporstieg, das Geräusch der Werkstätten, der Wasserräder, der Schmiedehämmer, der ab- und zufahrenden Lastwagen und der Schiffer, die sich herumstritten.

Der Gehalt war anständig, denn er verdoppelte mein geringes Salair von Lowood und lieferte mir ein unwiderlegliches Argument bei der Vorsteherin, wenn sie es sich hätte beikommen lassen, meinem Abgange hindernd in den Weg zu treten. Aber sie dachte gar nicht daran und wollte nur an Mistreß Reed schreiben, als die Person, welcher die Anstalt für meine Zukunft Rede zu stehen habe.

Meine ehrenwerthe Tante antwortete mit zwei Zeilen, „daß ich ganz nach meinem Belieben handeln könne, da sie schon seit langer Zeit darauf verzichtet habe, sich in meine Angelegenheiten zu mischen.“ Ich hatte also nach wenigen Tagen mit einem Zeugniß meiner guten und treuen Dienste volle Freiheit, zu gehen, wohin eine neue Bestimmung mich rief. In der Zwischenzeit hatte ich an Mistreß Fairfax geschrieben, die sich in ihrer Antwort durch die meinem Briefe beigefügten Zeugnisse befriedigt erklärte.

Mein Koffer war eben so bald gepackt, als vor acht Jahren bei meiner Abreise von Gateshead=Hall, denn meine, wenn auch hinreichende Garderobe hatte sich in dieser langen Zeit nicht sehr vermehrt. Eben so bestieg ich an einem Octobermorgen um vier Uhr die durch Lowton fahrende Diligence und sechszehn Stunden nachher, gegen acht Uhr Abends, befand ich mich in einem Gasthofzimmer zu Millcote vor einem behaglichen Feuer, bei dessen Schein ich an den Wänden des „Salons" ein Portrait von Georg III., ein anderes von dem Prinzen von Wales und den berühmten Kupferstich, welcher den Tod Wolfe's darstellt, bewundern konnte. Dies sei nur erwähnt, um Ihnen zu zeigen, wie lebhaft mir alle Erinnerungen aus jener Zeit im Gedächtniß geblieben sind.

Als ich diese herrlichen Kunstwerke eine halbe Stunde betrachtet hatte, ergriff mich eine gewisse Unruhe und zugleich der sehnlichste Wunsch, meine Reise fortzusetzen. Ich klingelte daher und erkundigte mich nach einem Landsitze mit Namen Thornfield, der in der Nähe von Millcote liegen sollte.

„Ich kenne diesen Ort nicht," erwiderte der Kellner, „aber ich will nachfragen."

Nach einigen Augenblicken kam er eiligst zurück und fragte mich:

„Sind Sie vielleicht Miß Eyre?"

„Allerdings."

„Es ist Jemand hier, der Sie erwartet."

Dieser Jemand war der Kutscher eines einspännigen Wagens, den ich hatte im Hofe stehen sehen, ohne zu ahnen, daß er für mich bestimmt war. Ohne große Umstände bemächtigte er sich meines Koffers, ließ mich in den

Wagen steigen und antwortete mir kaum, als ich ihn fragte, ob Thornfield weit sei:

„Ohngefähr sechs Meilen, in höchstens anderthalb Stunden sind wir dort.“

Dieser Anfang stimmte meine erste Meinung über Mistreß Fairfax ein wenig herab. Die reiche Wittwe, die ich mir vorgestellt hatte, sollte einen höflichern Kutscher und einen elegantern Wagen haben. Ich hatte mich indeß bald mit dem Gedanken vertraut gemacht, bei einer einfachen Bürgersfrau und einem kleinen Mädchen zu leben, die ich im Geiste mit allen Reizen kindlicher Anmuth und Liebenswürdigkeit schmückte.

Dritte Abtheilung.

Die Waise in Thornfield-Hall.

Fast ganz in der voraus bestimmten Zeit kamen wir bei dichtem Nebel vor einem Hofthore an, welches der Kutscher öffnete und das sich hinter uns mit Geräusch wieder schloß. Dann hielt der Wagen am Fuße eines Perrons vor einem ziemlich großen Hause, das völlig dunkel war, mit Ausnahme eines einzigen vorspringenden Fensters, hinter welchem eine Lampe brannte. Ein Dienstmädchen öffnete und ließ mich aussteigen. Dann führte sie mich durch eine Vorhalle, auf welche sich vier große Thüren öffneten, in einen kleinen Salon, der von einem behaglichen Feuer und mehren Lichtern hell erleuchtet wurde.

Hier saß an einem runden Tische in einem großen Lehnstuhle von altmodischer Form Mistreß Fairfax, fast ganz dem Bilde entsprechend, das ich mir von ihr entworfen hatte; sie war eine kleine alte Frau von außerordentlicher Sauberkeit, trug eine Wittwenhaube, ein schwarzseidnes Kleid und eine weiße Musselinschürze. Zu ihren Füßen schlief eine große Katze und sie strickte mit lobenswerthem Fleiße; mit Einem Worte, es konnte mich nichts schneller und besser beruhigen, als das friedliche und wohlthuende Bild dieser ächt englischen Häuslichkeit.

3*

Ich fühlte mich daher fast sogleich heimisch und als ich den Thee angenommen hatte, den meine neue Gebieterin mir mit größerer Artigkeit anbot, als ich gehofft hätte, fragte ich sie ganz unbefangen:

„Werde ich noch diesen Abend das Vergnügen haben, Miß Fairfax zu sehen?“

„Wie sagen Sie, meine Liebe?“ versetzte die gute Dame. „Ich höre ein wenig schwer.“

Ich wiederholte meine Frage mit lauterer Stimme.

„Miß Fairfax? Ah so ... Sie meinen Miß Varens. So heißt Ihr künftiger Zögling.“

„Sie ist also nicht Ihre Tochter?“ fragte ich etwas verwundert.

„Nein, ich habe keine Kinder.“

Die Sache war ganz geeignet, meine Neugier rege zu machen, aber ich bedachte noch zur rechten Zeit, daß jetzt nicht der passende Augenblick sei, näher auf ein Verhältniß einzugehen, über das ich früher oder später Aufschluß erhalten mußte, und das Gespräch nahm daher eine weniger interessante Wendung. Mistreß Fairfax ließ mir sehr deutlich bemerken, daß meine Ankunft ihr außerordentlich angenehm war, besonders wegen der Langeweile und der Furcht, die ihr der Aufenthalt in einem einsamen Schlosse verursachte, wo sie keine andere Gesellschaft hatte, als eine einzige Dienerin, die nämliche, welche mir die Thür geöffnet hatte, im Ganzen ein gutes Mädchen, deren Unterhaltung jedoch einer Dame von einiger Bildung nicht genügen konnte.

Ohne mir recht erklären zu können, warum Mistreß Fairfax sich selbst zu einer Existenz verurtheilte, die ihr so wenig zu gefallen schien, fühlte ich mich durch die offenherzige Freundlichkeit, mit der sie mich willkommen hieß,

zu ihr hingezogen, und unsre gegenseitige Vertraulichkeit machte schon an diesem ersten Abende rasche Fortschritte.

Am folgenden Morgen stand ich frühzeitig auf und verwandte alle mit dem beschränkten Umfange meiner Garderobe verträgliche Sorgfalt auf meinem Anzug, denn da ich, und mit Grund, durchaus kein Vertrauen auf das Ansprechende meiner äußern Erscheinung setzte, so wollte ich doch keinen abstoßenden Eindruck auf meinem Zögling machen.

Dann ging ich an einem schönen Herbstmorgen auf den noch grünen Rasenplatz, der sich vor meiner neuen Wohnung befand.

Thornfield war kein großes herrschaftliches Schloß, sondern nur ein einfacher Edelhof, ein schönes Landhaus, das vor einigen hundert Jahren erbaut war und dessen graue Façade sich von dem braunen Hintergrunde eines Gehölzes abzeichnete, in welchem mehre hundert Krähen ihr Gekrächz ertönen ließen. Wenn diese lärmenden Vögel zuweilen aufflogen, ließen sie sich auf einer großen Wiese nieder, die zwischen dem Hause und einer Reihe alter dorniger Bäume mit dicken verkrüppelten Stämmen lag, deren in einander verschlungene Zweige einen undurchdringlichen Wald bildeten.

„Thornfield," dachte ich, „heißt Dornenfeld. Diese Bäume haben der Besitzung ohne Zweifel ihren Namen gegeben."

Während ich mich der süßen Träumerei des Morgens hingab, der man sich auf einem sonnigen Spaziergange in einer neuen Gegend so gern überläßt, wurde ich durch Mistreß Fairfax mit einem freundlichen Compliment über die kurze Dauer meines Schlafes gestört.

„Gefällt Ihnen Thornfield?" fragte sie mich dann.

„Außerordentlich,“ erwiderte ich mit dem Ausdrucke der Wahrheit.

„Es ist in der That nicht übel,“ versetzte Mistreß Fairfax. „Aber das Haus wird bald in Verfall gerathen, wenn Master Rochester sich nicht entschließt, es eine Zeit lang zu bewohnen oder es wenigstens öfterer zu besuchen. Für so große Wohnungen und die dazu gehörigen Ländereien ist die Anwesenheit des Besitzers unerläßlich.“

„Master Rochester?“ rief ich aus; „wen meinen Sie damit?“

„Den Besitzer von Thornfield,“ erwiderte sie mit großer Ruhe. „Wußten Sie noch nicht, daß er Rochester heißt?“

„Nicht im Entferntesten, ich glaubte, Thornfield gehöre Ihnen.“

„Mir, liebes Kind? Wo denken Sie hin? Ich bin bloß als Intendantin hier, oder als Wirthschafterin, wenn Sie wollen. Ich bin allerdings, daß heißt, mein Gatte war entfernt mit Rochester verwandt, denn die Mutter des jetzigen war eine Fairfax und meine Cousine im zweiten Grade, aber ich lege durchaus keinen Werth auf diese Verwandtschaft, die ohne alle Bedeutung ist. Ich nehme hier nur eine untergeordnete Stellung ein und da mir der Besitzer des Gutes mit der größten Achtung begegnet, so kann ich nicht mehr von ihm verlangen.“

„Und das kleine Mädchen, meine Schülerin? . . .“

„Ist die Mündel Master Rochesters, der mich beauftragt hat, eine Gouvernante für sie zu suchen. Da kommt sie übrigens mit ihrer Bonne, Sie können sogleich Bekanntschaft mit ihr machen.“

Adele Varens, die in der That aus dem kleinen Gehölz uns entgegenkam, war ein Kind von sieben bis acht Jahren von schwächlicher Gestalt und bleichem Gesicht, das von ungewöhnlich starkem Haar eingefaßt war. Der Ausdruck ihrer Physiognomie war höchst geistreich.

Ich hatte für sie und auch für Sophien, ihre französische Bonne, den großen Vortheil über Mistreß Fairfax, daß ich die Sprache ihres Vaterlandes sprach. Adele war in Frankreich und wie mir schien, von einer französischen Mutter geboren und hatte die fremdartige Erziehung genossen, welche die geistige Entwickelung der Jugend zu ihrem größten Nachtheile beschleunigt. Eine Stunde, nachdem Mistreß Fairfax mich ihr vorgestellt, hatte sie mir bereits eine schmachtende Romanze vorgesungen, mit reizender Anmuth die Lafontaine'sche Fabel: „Der Rattenbund" declamirt und ohnerachtet meiner Bitte, sich nicht so sehr anzustrengen, tanzte sie auch noch, ich weiß nicht was für einen spanischen Tanz, bis die zu gelegener Zeit ertönende Frühstücksglocke dieser Darlegung geringfügiger Talente ein Ziel setzte.

Nach dem Frühstück zeigte mir Mistreß Fairfax, als eine Wirthschafterin, deren Eitelkeit selten eine Gelegenheit hat, sich auszusprechen, das ihrer Obhut anvertraute Haus in allen seinen Einzelheiten. Als wir in das Staatszimmer traten, bemerkte ich mit Erstaunen, daß alle Anstalten darin getroffen waren, als ob für den nämlichen Abend eine Gesellschaft von fünfzig Personen erwartet würde. Kein Stäubchen war auf den ihrer Ueberzüge entblößten Möbeln zu sehen, das Feuer war zurecht gelegt und in einem an den Salon stoßenden, weiß ausgeschlagenen Boudoir mit gegossenen Stuckverzierungen, einem marmornen Kamin und böhmischen Glasgeschirren, die in Rubin geschliffen zu sein

schienen, erwarteten die ausgebreiteten Teppiche nur noch den Fuß des Hausherrn.

Ich machte Mistreß Fairfax meine Bemerknug darüber.

„Aufrichtig gesagt, Miß Eyre,“ entgegnete sie, „würde ich mir aus eignem Antriebe nicht die Mühe geben, welche ein solches Arrangement erfordert; aber ich habe bemerkt, daß, wenn Herr Rochester uns einen seiner seltenen und stets unvermutheten Besuche abstattet, ihm die Unordnung und das Geräusch eines gewöhnlichen Einzugs unangenehm ist. Ich habe es daher für meine Pflicht gehalten, ihm diesen kleinen Verdruß zu ersparen.“

„Mr. Rochester ist also wohl sehr eigen und streng?“

„Keineswegs, aber er hat seine Gewohnheiten und scheint Werth darauf zu legen, daß man sie achtet. Es sind übrigens die eines vollkommenen Gentleman.“

„Ist er allgemein beliebt?“

Er steht in der ganzen Umgegend in sehr hoher Achtung. Die Herrschaft gehört der Familie Rochester seit undenklichen Zeiten.“

„Verzeihen Sie . . . ich verstand meine Frage anders. Lieben Sie Herrn Rochester?“

„Ich habe durchaus keinen Grund, ihn nicht zu lieben. Er steht allgemein in dem Rufe der Gerechtigkeit und Freigebigkeit gegen Jeden, der von ihm abhängt.“

„Aber sein Charakter . . .“

„Seinem Charakter läßt sich eben so wenig etwas Böses nachsagen. Er ist vielleicht ein wenig originell, aber wir haben uns nicht darüber zu beklagen.“

Um eine Unterhaltung abzubrechen, die ihr augenscheinlich nicht behagte, schlug Mistreß Fairfax, die ich von nun als meines Gleichen betrachtete, mir vor, auf die Dächer des Schlosses zu steigen, wo man, wie sie sagte, eine wun-

dervolle Aussicht habe. Um zu der kleinen Treppe zu gelangen, auf welcher man hinaufstieg, gingen wir durch eine lange Reihe von Zimmern, deren unbenutzte Räume, eiskalte Temperatur, vergilbtes Meublement und altmodische Tapeten unwillkührlich an Geistergeschichten erinnerten.

Die Aussicht von den Dächern war in der That reizend und ich gewann schon eine richtigere Ansicht, als ich bis jetzt gehabt hatte, von der Ausdehnung dieses schönen Landgutes, das, meiner Meinung nach, von seinem undankbaren Besitzer viel zu sehr vernachlässigt wurde.

Als wir wieder hinabgingen, wurde Mistreß Fairfax mit dem Schließen der Fallthüre, durch welche man auf die Terrasse gelangt, ein wenig aufgehalten und ich wagte mich allein in einen dunkeln Gang, der sich zwischen einer doppelten Reihe von Bodenkammern hinzog. Es war völlig still und ich ging mit geräuschvollen Schritten vorwärts, als mir plötzlich zu meiner höchsten Ueberraschung aus einem dieser hohen Räume, die ich unbewohnt glaubte, ein lautes Gelächter entgegenschallte.

Es war ein ganz eigenthümliches, kurz abgestoßenes, regelmäßiges Lachen, das keineswegs Heiterkeit ausdrückte. Zuerst nahm es an Stärke zu und dann ging es in ein sonderbares Gemurmel über.

Es machte einen ängstlichen Eindruck auf mich.

„Mistreß Fairfax!“ rief ich, als ich mich ein wenig von meinem Staunen erholt hatte und meine Begleiterin auf der schmalen Dachtreppe herabkommen hörte. „Haben Sie dieses Lachen gehört?“

„Wahrscheinlich ein Bedienter,“ entgegnete sie, leicht hingeworfen.

„Aber haben Sie es denn gehört?“

„Allerdings, ich höre es oft ... Es wird Grace Poole sein, die zuweilen hier oben arbeitet.“

Ein neues Gelächter erschütterte meine Nerven.

„Grace!“ rief Mistreß Fairfax.

Dieser Name schien nicht in Einklang mit dem Lachen zu stehen, von dem ich spreche. Es öffnete sich indeß sogleich eine Thür und auf der Schwelle erschien eine Frau von etwa dreißig Jahren, kräftiger Gestalt und auffallender Häßlichkeit, mit hochrothem Gesicht und rothen Haaren.

Ich schämte mich meiner Furcht.

„Grace,“ sagte Mistreß Fairfax trocken zu diesem ganz gewöhnlichen Geschöpf; „es ist zu geräuschvoll hier, Ihr wißt, was Euch befohlen ist...“

Grace Poole verbeugte sich, ohne ein Wort zu erwidern und kehrte in ihre Bodenkammer zurück.

Wenn die Ruhe das Glück wäre, wer hätte dann glücklicher sein können als ich in Thornfield war. Mein Zögling, ein liebes, freundliches Kind, suchte mir nur zu gefallen und ihr leicht empfänglicher, wenn auch nicht ausgezeichneter Verstand sträubte sich bis zu einem gewissen Grade gegen keine Art von Unterricht. Mistreß Fairfax besaß ein ruhiges, gefälliges, sich stets gleichbleibendes Gemüth und fand immer mehr Wohlgefallen an mir; die Dienerschaft, welche ohne Mühe in einer gleichförmigen Ordnung erhalten wurde, verursachte mir nie den geringsten Verdruß. Und dennoch hatte ich traurige Stunden. Die Thätigkeit fehlte mir, wie so vielen unglücklichen Geschöpfen, die sich

im Stillen gegen ihr scheinbar glückliches und beneidenswerthes Schicksal auflehnen. Niemand weiß vielleicht, wie viele individuelle Kämpfe, Auflehnungen und Rebellionen der Himmel jeden Tag aufzeichnet, namentlich unter den anscheinend so demüthigen Frauen, welche man nur dafür tauglich gefunden hat, Pasteten zu backen, Strümpfe zu stricken, Pianoforte zu spielen und Pantoffeln zu sticken, welche sich scheinbar diesem demüthigenden Loose unterworfen haben und die gleichwohl bei ihren geistlosen Arbeiten tausend und aber tausend verzweifelte Protestationen gen Himmel senden.

So vergingen die Monate October, November, December und Januar. Eines Morgens ließ mich Adele, die einen starken Schnupfen hatte, durch Mistreß Fairfax bitten, die Unterrichtsstunden für heute auszusetzen und ich weigerte mich anfangs, da ich mir selbst nicht gestehen wollte, welche Freude ich darüber empfand, endlich einmal einige Stunden zu meiner freien Verfügung zu haben. Adele bat dringender und ich gab meine Einwilligung.

Gegen zwei Uhr hatte Mistreß Fairfax eben einen Brief beendigt, der zur Post geschickt werden mußte. Die Straße war hart gefroren, der Himmel rein und die Sonne schien klar und hell, so daß mich die Lust anwandelte, da ich eine geraume Zeit in der Bibliothek gelesen hatte, selbst den Brief zu besorgen, den sie durch den Kutscher absenden wollte. Es war ein Spaziergang von ungefähr zwei Stunden bei dem schönsten Wetter; eine Einsiedlerin wie ich, konnte ihren Nachmittag nicht besser hinbringen.

Man muß lange in der Abgeschiedenheit gelebt haben, um in dem Anblicke der Natur den mächtigen Reiz zu finden, welchen die Maler darin entdecken, und den sie allein wiederzugeben im Stande sind. Wenn ich zu diesen Auserwählten gehörte, wenn ich den magischen Pinsel eines Constable

besäße, dann würde ich Ihr kleines Museum mit der Landschaft bereichern, die an meinen Augen vorüberzog, als die Glocke auf dem Kirchthurme des Dorfes drei Uhr schlug. Der Himmel wurde schon matt und die Sonne neigte sich langsam nach dem Horizonte hinab. Ich befand mich in einer Gegend, die im Sommer wegen ihrer wilden Rosenbüsche und im Herbst wegen ihrer Haselnüsse und Brombeeren bekannt war. Die Früchte des Hagedorns und der Hagebutte verliehen ihr selbst im Winter einen Korallenschmuck; aber ihr größter Reiz war ihre gänzliche Einsamkeit und vollkommene Stille. Der Wind strich darüber hin, ohne ein Geräusch zu erwecken, da kein Ginstergebüsch, keine Cypresse vorhanden war, deren Laub er hätte bewegen können. Die kahlen Haselnußsträuche und Mispelbäume bewegten sich eben so wenig unter seinem Hauche als die weißen, glatten Steine auf dem Wege. In der Ferne erstreckten sich zu beiden Seiten nackte Wiesen, auf denen kein Vieh weidete, und die kleinen Vögelchen, welche hin und wieder über die Zäune flogen, schienen dürre Blätter zu sein, die der Wind bis jetzt zu entführen vergessen hatte.

Was soll ich Ihnen sagen? Ich wurde im Angesicht dieser vielleicht so einfachen und allgewöhnlichen Dinge von einer Art Begeisterung ergriffen. Ich vergaß die Kälte, den Zweck meines Ausgangs, die herannahende Dunkelheit, hüllte mich fester in meinen Mantel, drückte die Hände tiefer in meinen Muff und setzte mich auf eine hölzerne Barrière, mit der ein Feld umfriedigt war. Ich hatte indeß erst die Hälfte des Weges nach dem Flecken zurückgelegt, wohin ich gehen wollte, und den ich auf der Anhöhe, hinter einen Schleier von Bäumen, an dem von den Dächern emporsteigenden Rauche und dem leisen Geräusch erkannte, welches durch die tiefe Stille der einsamen Land-

schaft bis zu mir drang. Hinter mir konnte ich noch Thornfield sehen, mit seinen grauen Zinnen und seinem majestätischen Gehölz, dem Asyle der lärmenden Krähen. Thornfield begrenzte den westlichen Horizont und ich hörte nicht eher auf, es zu betrachten, als bis die untergehende Sonne hinter seine hohen Mauern hinabgesunken war. Jetzt erst dachte ich daran, meinen Weg fortzusetzen, und während ich noch einmal dem Rauschen eines entfernten in irgend einer unbekannten Tiefe verborgenen Wassers horchte, vernahm ich plötzlich, zwar ebenfalls noch in der Ferne, aber ganz deutlich, den hellen, regelmäßigen, metallischen Klang eines Hufschlages, welcher das unbestimmte, klagende Murmeln des unsichtbaren Baches übertönte. Der Reiter kam auf dem nämlichen Wege getrabt, an dessen Rande ich saß, und dessen Krümmungen ihn noch meinem Blicke verbargen.

Da der Weg schmal war und das Geräusch sich mit jeder Sekunde näherte, so blieb ich sitzen, um den Reiter vorüber zu lassen.

Ich war damals jung und mein Kopf mit allerlei Sagen angefüllt. So erinnerte ich mich, während ich nach der Richtung blickte, woher das Pferd kommen mußte, einer Menge von Wundermährchen, in denen ein im Norden Englands unter dem Namen Gytrash sehr bekannter Geist die Hauptrolle spielte, der in der Gestalt eines Pferdes, eines Maulthieres oder eines großen Hundes vorzugsweise die einsamen Straßen besucht und den verspäteten Reisenden viel zu schaffen macht ... und ich selbst hatte mich in diesem Augenblicke verspätet.

Während ich über diese phantastische Erscheinung nachsann, hörte ich neben mir in der Hecke ein anderes Geräusch, über das ich heftig erschrak, und fast in dem nämlichen Augenblicke sah ich durch die gewaltsam zurückgebogenen

Zweige einen großen Hund hervorkommen, dessen schwarz und weiß geflecktes Fell von dem braunen Hintergrunde der Hecke abstach. Dies war gewiß der Gytrash meiner Ammenmährchen: eine Art Löwe mit langem Haar und dickem Kopfe, und ich wunderte mich, daß er ganz ruhig an mir vorüberging, indem er mich kaum eines allerdings übernatürlichen Blickes würdigte, den man nicht mit dem eines gewöhnlichen Hundes verwechseln konnte, vorausgesetzt, daß man mit einer zum Wunderbaren geneigten Phantasie begabt war.

Dann kam das Pferd, ein wohlgenährter Stutzschwanz, und, was noch schlimmer war, mit einen Reiter auf dem Rücken. Ein Gytrash aber hat sich nie reiten lassen, selbst nicht von Beelzebub in eigener Person. Meine Vision war also gestört, aber meine Enttäuschung sollte noch vollständiger werden. Der Reisende war in der That an mir vorbei geritten und da ich mich wieder ganz im Bereiche der Wirklichkeit befand, so hatte ich schon meinen Weg nach Hay fortgesetzt, als mich das Geräusch eines Falles und der unmittelbar darauf folgende Ausruf: „Verwünschte Geschichte!" veranlaßten, stehen zu bleiben und mich umzusehen.

Mann und Pferd lagen am Erdboden. Letzteres war auf einer hart gefrornen Pfütze ausgeglitten.

Der Hund war bereits umgekehrt und übernahm ebenfalls seine Rolle bei dem Ereignisse, indem er laut bellte, um seinen Herrn herumlief und mir entgegengesprungen kam, um meinen Beistand anzusprechen.

Da außer mir kein Mensch in der Nähe war, so schien es mir eine Unmöglichkeit, daß ich dem Fremden nicht einige Theilnahme bezeigen sollte. Ich ging daher auf ihn zu, während er sich mit großer Anstrengung von den Steigbügeln und von der Last seines Pferdes zu befreien suchte.

Wenn man seine kraftvollen Bewegungen sah, so konnte man schwer glauben, daß er gefährlich verwundet sei. Ich fragte ihn indeß, ob er sich weh gethan habe.

Ich hörte seine Antwort nicht deutlich, und vermuthete fast, daß er, anstatt auf meine Frage zu antworten, einen halblauten Fluch ausstieß.

„Kann ich Ihnen vielleicht mit etwas dienen?“ fragte ich ihn weiter.

„Sie können mir aus dem Wege gehen,“ erwiderte er, indem er sich zuerst auf die Kniee erhob und dann ganz aufstand.

Ich trat schweigend zurück und nun begann ein Arbeiten mit Füßen, Händen und Hufen, vermischt mit Bellen und Fluchen, das mich natürlich noch etwas weiter entfernte. Ich wollte indeß sehen, wie die Sache enden würde, und der Kampf fiel endlich zu Gunsten des Reiters aus. Er brachte das Pferd wieder auf die Beine und gebot seinem Hunde mit einem sehr kräftigen: „Ruhe, Pilot!“ Stillschweigen. Dann bückte er sich und befühlte seine Beine und seine Füße, als wollte er sich überzeugen, ob sie unversehrt geblieben wären. Wahrscheinlich aber entdeckte er eine mehr oder minder erhebliche Verletzung, denn anstatt sein Pferd zu besteigen, setzte er sich an die Barrière, die ich vor einigen Augenblicken verlassen hatte.

Ich mußte in einer ganz besonders dienstfertigen Stimmung sein, denn ich näherte mich ihm von Neuem.

„Wenn Sie verwundet sind, mein Herr, und irgend eine Hilfe bedürfen,“ sagte ich zu ihm, „so könnte ich sie Ihnen von Hay aus oder von Thornfield-Hall zusenden.“

„Ich danke Ihnen, Miß, ich werde mich schon selbst aus der Verlegenheit ziehen, denn ich habe nichts gebrochen, sondern mir nur den Fuß verrenkt.“

Er versuchte aufzutreten, aber der Schmerz preßte ihm einen leisen Schrei aus.

Der Abendhimmel war noch von der untergegangenen Sonne geröthet und am östlichen Horizont glänzte der Mond. Diese doppelte Erleuchtung erlaubte mir den Fremden deutlich zu erkennen. Ein mit Pelz besetzter und von einer stählernen Agraffe zusammengehaltener Reisemantel umhüllte und verbarg seine Gestalt, so daß ich nur so viel unterscheiden konnte, daß er von mittelgroßer aber kräftiger Statur war. Seine Gesichtsfarbe war gebräunt, seine Stirn breit und der Ausdruck seiner Physiognomie ernst und streng. Besonders in diesem Augenblicke verliehen ihm die zusammengezogenen Braunen und die noch zornfunkelnden Augen ein wenig einnehmendes Aeußere.

Uebrigens war er nicht gerade mehr jung, obgleich er noch nicht das eigentliche reife Alter erreicht hatte; man konnte ihn auf fünfunddreißig Jahre schätzen.

Er flößte mir durchaus keine Furcht ein, höchstens fühlte ich mich ihm gegenüber etwas verlegen. Es war mir noch nie in den Sinn gekommen, bei einem schönen jungen Manne von mehr oder weniger romanhaftem Aeußeren stehen zu bleiben, um ihn so ungenirt anzureden, noch viel weniger aber ihm einen Dienst anzubieten, den zu verlangen er durchaus nicht geneigt schien. Nein. Ohne je einen Romanhelden gesehen, ohne je Gelegenheit gehabt zu haben, mit einem dieser Wesen zu sprechen, die mir stets als gefährlich dargestellt worden waren, empfand ich für dieses Geschlecht im Allgemeinen eine tiefe Abneigung, verbunden mit einer Art von Bewunderung, wie man sie für das Feuer, für den Blitz, kurz für Alles hegt, was glänzt und dabei schädlich werden kann.

Wäre der Fremde in heiterer Stimmung gewesen,

hätte er meine gutgemeinten Vorschläge freundlich aufgenommen und mir mit gewöhnlichen Artigkeiten geantwortet, so würde ich höchst wahrscheinlich meines Weges gegangen sein, ohne ihn weiter zu beachten. Aber das barsche Benehmen und die verdrüßliche Laune meines Unbekannten beruhigten mich vollkommen. Als er mir daher einen Wink gab, mich zu entfernen, rief ich aus:

„Ich kann Sie wahrhaftig zu dieser Stunde und in einer solchen Einsamkeit nicht verlassen, ehe ich mich nicht überzeugt habe, daß Sie im Stande sind, Ihr Pferd wieder zu besteigen.“

Er heftete seine Augen auf mich, als er mich in einem so entschiedenen Tone sprechen hörte. Ich glaube, er hatte mich bis jetzt noch gar nicht angesehen.

„Aber mich dünkt,“ entgegnete er fast sogleich, „daß Sie jetzt zu Haus sein sollten, wenn anders Sie hier in der Gegend wohnen. Woher kommen Sie denn, wenn ich fragen darf?“

„Ich komme dort aus dem Schlosse und fürchte mich durchaus nicht des Abends, wenn der Mond scheint. Ich würde gern nach Hay gehen, um Ihnen Hilfe zu senden; übrigens gehe ich ohnedies dahin.“

„Sie kommen dort aus dem Schlosse, sagen Sie? Das heißt also, Sie wohnen in diesem großen Hause mit den Schießscharten?“ fragte mich der Fremde, indem er nach Thornfield-Hall zeigte, das der Mond senkrecht beleuchtete.

„Ja, mein Herr.“

„Und wem gehört dieses Haus?“

„Herrn Rochester.“

„Kennen Sie Herrn Rochester?“

„Nein, ich habe ihn nie gesehen.

„Bewohnt er sein Haus?“

„Nein.“

„Können Sie mir sagen, wo er sich befindet?“

„Dies weiß ich nicht.“

„Sie sind doch gewiß keine Dienerin aus dem Schlosse; Sie sind . . .“

Er hielt inne, wahrscheinlich um meinen Anzug zu betrachten, der wie gewöhnlich sehr einfach war, und aus einem schwarzen Merinomantel und einem schwarzen Castorhut bestand, beide weniger elegant, als sie manche Kammerzofe eines großen Hauses sich gewünscht haben würde. Ich sah, daß er etwas verlegen war.

„Ich bin die Gouvernante,“ sagte ich daher, um seiner Ungewißheit ein Ende zu machen.

„Ah so, die Gouvernante,“ versetzte er; „auf Ehre, ich dachte nicht mehr daran.“

Er betrachte mich von Neuem. Nach einigen Minuten versuchte er nochmals aufzustehen; aber ein heftiger Schmerz malte sich in seinen Zügen.

„Ich möchte Sie nicht gern mit der Bitte belästigen,“ sagte er endlich, „Beistand für mich herbeizuholen; aber wenn Sie die Güte haben wollten, könnten Sie selbst mich ein wenig unterstützen. Haben Sie vielleicht einen Sonnenschirm, der mir als Stock dienen könnte? . . . Nein . . . nun wohl, so versuchen Sie, mein Pferd am Zügel zu nehmen und es hierher zu führen. Haben Sie Muth genug dazu?“

Unter anderen Umständen würde ich es mir nicht getraut haben; aber ich weiß selbst nicht warum, es war mir, als müßte ich diesen Befehl ohne Widerrede vollziehen. Ich legte daher meinen Muff auf die Barriere und unternahm die ziemlich schwere Aufgabe, ein sehr feu-

riges Pferd zu bändigen, das große Lust zu haben schien, sich zu bäumen und dessen Hufe dicht neben meinen Füßen den Erdboden stampften, was mir große Furcht einflößte. Der Reiter wartete einige Zeit auf den Erfolg meiner vergeblich wiederholten Anstrengungen. Dann lachte er laut auf.

„Ich sehe wohl," sagte er, „daß das Pferd nicht zu mir kommen wird, und daß ich also versuchen muß, zu dem Pferde zu gelangen. Haben Sie die Güte, hierher zu kommen."

Ich gehorchte, ohne den geringsten Einwand.

„Entschuldigen Sie meine Dreistigkeit," fuhr er fort, „aber die Nothwendigkeit zwingt mich, Sie selbst als Stütze zu benutzen."

Er stützte nun so schonend als möglich eine mir ziemlich schwer dünkende Hand auf meine Schulter und hinkte, fast ganz auf einem Beine hüpfend, bis zu seinem Pferde, das er beim Zügel ergriff. Mit großer Anstrengung gelang es ihm hierauf, sich in den Sattel zu schwingen. An seinen veränderten Gesichtszügen sah man deutlich, wie sehr ihm seine schmerzhafte Verrenkung bei allen Bewegungen hinderlich war.

„Jetzt bitte ich Sie noch um meine Reitpeitsche, sie liegt dort an der Hecke."

Ich hob sie auf und brachte sie ihm.

„Ich danke. Tragen Sie nun Ihren Brief nach Hay, und kommen Sie baldmöglichst zurück."

Mit diesen Worten gab der sonderbare Reiter seinem Pferde die Sporen, so daß es sich erst bäumte und dann im Galopp davon sprengte. Sein Hund flog ihm nach und alle Drei verschwanden in der zunehmenden Dunkelheit.

Die ganze Sache war gewiß an sich kein bemerkens-

werther Zufall, aber Sie dürfen nicht vergessen, daß ich seit länger als vier Monaten in gänzlicher Abgeschiedenheit lebte, immer den nämlichen Beschäftigungen obliegend und von den nämlichen Gesichtern umgeben. Diesen Abend dagegen war ein wenig Thätigkeit in mein ganz passives Leben gekommen. Mein Beistand war angesprochen, bewilligt und auch nützlich geworden, und so gewöhnlich übrigens der Antheil war, den ich an dem Vorfall genommen hatte, so war er doch für mich wegen des geleisteten Dienstes von größerer Bedeutung. Dazu kam, daß ich wohl zum ersten Mal in meinem Leben die wenn auch nur flüchtige Bekanntschaft eines Mannes gemacht hatte mit einem wenn nicht schönen, aber doch ausdrucksvollen Gesicht. Es stand noch vor meinen Augen, als ich die einzige Straße von Hay betrat, um den Brief der Mistreß Fairfax auf die Post zu geben. Dann vergaß ich es einen Augenblick, aber es erschien mir wieder, als ich auf dem Rückwege an die Barrière kam, vor welcher die eben mitgetheilte Scene stattgefunden hatte. Ich konnte mich nicht enthalten, einen Augenblick mit den thörigten Gedanken stehen zu bleiben, daß ich von Neuem den Galopp eines Pferdes auf der Straße hören, den schönen großen Hund und den in seinen Pelzmantel gehüllten seltsamen Reiter wieder sehen würde.

Diese Bilder hatten mich kaum verlassen, als ich in Thornfield-Hall ankam.

Das Vestibül hatte ein außergewöhnliches Ansehen. Die schwere bronzene Lampe, die es zu erleuchten pflegte, war noch nicht angezündet, aber durch die weit geöffnete Thür des Speisesaales drang ein helles und röthliches Licht, das von einem großen Steinkohlenfeuer im Kamin ausging. Man sah die sorgfältig polirten Möbeln und scharlachrothen Vorhänge darin glänzen; am Kamin sah

ich einige Personen sitzen und fröhliche Stimmen schlugen an mein Ohr, unter denen ich die meines Zöglings zu erkennen glaubte. Aber die Thür wurde geschlossen, ehe ich mir das meinen Augen so unvermuthet erschienene Bild hatte näher betrachten können.

Ich begab mich in das Zimmer der Mistreß Fairfax. Das Feuer brannte, aber wider alles Erwarten fand ich weder Licht noch die gute Dame selbst darin. Dagegen lag mit halb geschlossenen Augen und das knisternde Feuer im Kamin betrachtend, vor diesem ein großer, schwarz und weiß gefleckter, langhaariger Hund, ganz ähnlich dem Gytrash, der mir noch im Kopfe umher spukte, so ähnlich, daß ich mich der Illusion völlig hingab.

„Pilot!“ rief ich. Der Hund stand auf und beroch mich. Ich streichelte ihn und er schien für diese Freundschaftsbezeigung einer alten Bekannten erkenntlich zu sein. Mir kam dies Alles wie ein Traum vor. Ich schellte, um Licht zu bestellen, namentlich aber, um mir die Anwesenheit dieses unerwarteten Besuchs erklären zu lassen. Leah, das Kammermädchen, trat sehr bald ein.

„Wem gehört dieser Hund?“ fragte ich sie.

„Dem Herrn.“

„Welchem Herrn?“

„Herrn Rochester ... er ist eben hier angekommen.“

„Wirklich? Ist Mistreß Fairfax bei ihm?“

„Mistreß Fairfax sowohl als auch Miß Adele, sie sind im Speisesaale. John ist nach einem Chirurgen geschickt worden, da sich Mr. Rochester den Fuß verrenkt hat.“

„Als er in der Nähe von Hay mit dem Pferde gestürzt ist, nicht wahr?“

„Ganz recht, Mademoiselle, das Pferd ist beim Hinabreiten der Anhöhe auf dem Eise ausgeglitten.“

„Es ist gut. Ich möchte ein Licht haben.“

Ich ging in mein Zimmer hinauf, um mich auszukleiden, ohne mich weiter zu erkundigen. Aber Mistreß Fairfax kam bald zu mir, um mir die große Neuigkeit mitzutheilen, welche das ganze Haus beschäftigte. Wir gingen zusammen hinab, um wie gewöhnlich den Thee einzunehmen; Mr. Rochester aber hatte sich schon zur Ruhe begeben.

Adele hingegen, welche diesen Abend viel später als gewöhnlich zu Bett ging, konnte nicht müde werden, uns ihre Freude über die Ankunft „ihres Freundes, Mr. Eduard Fairfax von Rochester“ an den Tag zu legen, und es war ein Vergnügen, ihre Vermuthungen über die Geschenke anzuhören, die er ihr ohne Zweifel mitbrachte. Er hatte ihr in der That gesagt, daß, wenn sein Gepäck von Millcote ankäme, sie eine Schachtel darunter finden sollte, deren Inhalt sie interessiren werde.

„Dies bedeutet,“ sagte sie, „daß auch ein Geschenk für Sie mit darin ist, Mademoiselle. Mr. Rochester hat von Ihnen gesprochen, mich gefragt, wie meine Gouvernante heißt und ob sie nicht eine ziemlich kleine und blasse Person sei. Ich habe Ja geantwortet. Denn nicht wahr, es ist so, Mademoiselle?“

Der folgende Tag verfloß ganz wie gewöhnlich. Mr. Rochester mußte auf Verordnung des Arztes lange im Bette bleiben, und stand am Nachmittag nur auf, um seinen Sachwalter und einige Pächter zu empfangen. Adele und ich brachten den Vormittag damit zu, die Bibliothek zu räumen, die wir nicht mehr als Arbeitszimmer benutzen konnten, und unsern kleinen Unterrichtsapparat nach einem Zimmer im ersten Stock zu schaffen, das uns zum Ersatz angewiesen worden war.

Ich bemerkte übrigens von diesem Morgen an, daß

Thornfield nicht mehr das Thornfield von früher war. Anstatt der tiefen Stille, welche ihm Aehnlichkeit mit einer Kirche verlieh, verging keine Viertelstunde, ohne daß der Thürhammer oder der Schall einer Glocke, oder Schritte im Vestibül und geräuschvolles Sprechen in den langen Corridors an die ungewohnte Anwesenheit des Hausherrn erinnerte. Ich meinestheils fand mich sehr gut in diesen veränderten Zustand der Dinge.

Am Abend, nach dem Diner glaubte ich der armen Adele, deren Zerstreutheit und Unaufmerksamkeit ich bis dahin nach besten Kräften zu bekämpfen gesucht hatte, ihre Freiheit geben zu müssen. Ich blieb allein, und während ich mich damit beschäftigte, in dem Feuer die Hauptformen eines Kupferstiches aufzufinden, den ich früher einmal gesehen und welcher das Schloß Heidelberg am Rhein darstellte, trat Mistreß Fairfax ein und sagte mir, Mr. Rochester wünsche den Thee mit mir im Salon einzunehmen. Sie forderte mich überdies auf, ein anderes Kleid anzuziehen, „denn,“ setzte sie hinzu, „ich kleide mich stets des Abends um, wenn Mr. Rochester hier ist.“

Dies erschien mir etwas ceremoniös; um jedoch dem bestehenden Gebrauche nicht entgegen zu handeln, vertauschte ich mein schwarzwollenes Kleid mit einem seidenen, von der nämlichen Farbe, dem schönsten, das ich von Lowood mitgebracht hatte, mit alleiniger Ausnahme eines hellgrauen, dem nec plus ultra meiner einfachen Garderobe, das ich nur an den wichtigsten Festtagen trug. Ich glaube sogar, daß ich eine kleine Broche mit einer einzigen Perle hinzufügte, dem Abschiedsgeschenk der Miß Temple. Dann folgte ich den Schritten der Mistreß Fairfax, ein wenig zaghaft und indem ich mich in ihrem Schatten zu verbergen suchte.

Vierte Abtheilung.

Master Rochester.

Mr. Rochester lag auf einem Sopha, sein Fuß ruhte auf einem Tabouret. Das Feuer erleuchtete sein ganzes Gesicht; Adele kniete neben Pilot und spielte mit ihren kleinen Händchen in den langen und dichten Haaren des treuen Thieres. Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß ich meinen Reiter, seine athletische Gestalt, seine breite und viereckige Stirn, seine dunklen Augenbrauen erkannte wie seine etwas offene Nase, die seiner ganzen Physiognomie einen gewissen Ausdruck hochmüthiger Reizbarkeit gab.

Er erhob den Kopf nicht, als wir eintraten. Erst nachdem Mistreß Fairfax ihm meinen Namen genannt hatte, sagte er im kältesten Tone und ohne von der Gruppe aufzublicken, in deren Anschauen er versunken zu sein schien:

„Haben Sie die Güte, Platz zu nehmen, Miß Eyre."

Eine größere Höflichkeit würde mich vielleicht verlegen gemacht haben. Aber diese vollkommene Ungezwungenheit ermuthigte mich und die Sonderbarkeit des ganzen Benehmens hatte an und für sich etwas Anziehendes. Ich setzte mich, neugierig was folgen würde.

Es erfolgte jedoch nichts. Mistreß Fairfax hielt es

nun für ihre Schuldigkeit, gesprächig und freundlich zu sein. Sie tischte uns eine Menge nichtssagender Redensarten auf, über das Uebel einer Verletzung und die Nothwendigkeit, einen kleinen Schmerz geduldig und ruhig zu ertragen.

„Madame," sagte der Hausherr, als sie geendigt zu haben schien, „ich wünschte eine Tasse Thee."

In wohlmeinender Absicht reichte Mistreß Fairfax mir das Theebret, damit Mr. Rochester gezwungen wurde, einige Worte an mich zu richten. Aber er würde gewiß noch nicht daran gedacht haben, wäre mir nicht Adele ebenfalls zu Hülfe gekommen.

„Nicht wahr," sagte sie zu ihm, „in Ihrem Koffer ist auch ein Geschenk für Miß Eyre?"

„Was schwatzest Du von Geschenken?" entgegnete Mr. Rochester sogleich und ziemlich unsanft. „Halten Sie Geschenke für zweckmäßig?" setzte er hinzu, indem er mich mit Augen ansah, in denen ich kein besonderes Wohlwollen las.

„Ich weiß es nicht," erwiderte ich; „ich bin nicht an dergleichen Dinge gewöhnt. Man pflegt jedoch im Allgemeinen Geschenke als etwas Angenehmes zu betrachten."

„Ich wünsche zu wissen, wie Sie darüber denken."

„Um diese keineswegs einfache Frage zu beantworten, bedurfte es für mich einiger Ueberlegung. Die Geschenke sind allerdings verschieden."

„Sie sind weniger natürlich als Ihr Zögling. Adele hatte mich kaum fünf Minuten gesehen, so verlangte sie etwas von mir. Sie machen mehr Umstände."

„Ohne Zweifel deshalb, weil ich weniger Recht auf Ansprüche, wie auch weniger Vertrauen zu der Erfüllung meiner Wünsche habe. Wie könnte es auch anders sein?"

„Nicht doch, dies ist eine falsche Bescheidenheit," erwiderte Mr. Rochester. „Ich habe Ihren Zögling examinirt, Sie müssen sich viel Mühe mit ihr gegeben haben. Sie hat in kurzer Zeit rasche Fortschritte gemacht, obgleich sie keine glänzenden Anlagen hat."

„Dieser Lobspruch ist dasjenige Geschenk, das mir am meisten gefallen muß. Jedes andere würde jetzt nur einen geringen Werth in meinen Augen haben."

„Wirklich?" versetzte Mr. Rochester und trank seinen Thee, ohne ein Wort weiter zu sagen.

Als jedoch das Theegeschirr abgetragen war, winkte er uns näher zu sich und unterwarf mich einem ausführlichen Verhör über Lowood, über das Leben, welches man dort führte, über die Zeit, welche ich dort zugebracht hatte, über meine Eltern, die Art und Weise, wie ich mit Mistreß Fairfax bekannt geworden war, die Gesellschaft, die ich hatte frequentiren dürfen und die Bücher, welche mir der Zufall in die Hände gegeben hatte. Alle seine Fragen waren kurz und kategorisch, nur hatten sie dann und wann einen Ausdruck väterlicher Ironie.

„Spielen Sie Pianoforte?" fragte er mich zuletzt.

„Ein wenig," antwortete ich.

„Das versteht sich von selbst? ein wenig ist die gewöhnliche Antwort. Gehen Sie in das Bibliothekzimmer ... ich wollte sagen, haben Sie die Güte hineinzugehen. Entschuldigen Sie diesen gebieterischen Ton, der mir angeboren ist und den ich nie ablegen werde. Gehen Sie also in die Bibliothek, nehmen Sie ein Licht, lassen Sie die Thüre offen und spielen Sie etwas."

Ich befolgte Punkt für Punkt die erhaltenen Befehle. Nach einigen Minuten rief Mr. Rochester mir zu:

Sie spielen allerdings nur mittelmäßig; ohngefähr wie

alle englischen Schülerinnen, vielleicht etwas besser, aber keineswegs gut."

Ich schloß das Pianoforte und kehrte auf meinen Platz zurück.

„Diesen Morgen," fuhr Mr. Rochester fort, „hat mir Adele Zeichnungen gezeigt, die, wie sie sagt, von Ihnen sind. Wahrscheinlich sind sie corrigirt worden?"

„Nein gewiß nicht!" rief ich aus.

„Aha, Ihr Stolz fühlt sich beleidigt. Bringen Sie mir doch gefälligst Ihr Portefeuille, da Sie sagen, daß diese Zeichnungen ganz von Ihnen sind. Aber geben Sie Ihr Wort nicht leichtsinnig, denn ich verstehe mich auf Flickwerk."

Ohne etwas zu erwidern, holte ich aus der Bibliothek das verlangte Portefeuille.

„Einen Tisch!"

Ich rollte einen Tisch an das Sopha, Mistreß Fairfax und Adele kamen herbei, um die Bilder mit anzusehen.

„Nicht so," sagte Mr. Rochester. „Nehmen Sie die Zeichnungen nach einander, wie ich sie bei Seite lege; ich kann es nicht leiden, daß Köpfe dem meinigen so nahe sind."

Dann betrachtete er mit einer lustig werdenden Aufmerksamkeit meine unvollkommenen Kunstleistungen. Drei von ihnen wurden auf die Seite gelegt, die andern überließ er der Neugier seiner Mündel, welche sie mit an einen andern Tisch nahm. Ich wollte mit ihr gehen, aber er rief mich zurück.

„Sind diese Zeichnungen wirklich von Einer Hand?" fragte er mich hierauf; „und ist diese Hand die Ihrige?"

„Ja," antwortete ich.

„Und wo haben Sie die Zeit dazu genommen? denn solche Zeichnungen erfordern Zeit, und übrigens auch noch manches Andre ...“

Ich erklärte ihm, daß ich in meinen Mußestunden daran gearbeitet, wenn ich nichts Andres zu thun hatte.

„Aber woher nahmen Sie die Originale dazu?“

„Aus meinem Kopfe.“

„Aus dem kleinen Köpfchen, das ich auf Ihren Schultern sehe?“

„Allerdings.“

„Würden Sie noch mehr ähnliche darin finden?“

„Wahrscheinlich ... vielleicht sogar bessere, wie ich wenigstens hoffe.“

Er betrachtete von Neuem die drei Bilder, die ich Ihnen etwas näher beschreiben muß, damit Sie sein Erstaunen würdigen können. Aufrichtig gesagt, war die Ausführung mittelmäßig; aber wenn auch meine Hand meine Idee nicht wiedergegeben hatte, so ist doch so viel gewiß, daß diese Phantasiegebilde der Einsamkeit und einer träumerischen Jugend einigen Eindruck machen mußten.

Alle drei waren Aquarellgemälde.

Das eine stellte schwere Gewitterwolken über einer hochgehenden See dar. Der Hintergrund und die andern Partien waren in Dunkel gehüllt. Im Mittelgrunde erleuchtete ein Lichtstrahl einen zur Hälfte aus dem Wasser hervorragenden großen Mast, auf welchem ein Cormoran mit dunklem Gefieder und schaumbesprützten Flügeln saß. Dieser hatte in seinem Schnabel ein Armband von Gold und Edelstein, das in Folge seines lebhaften Colorits scharf hervortrat. Zwischen dem Vogel und dem Maste unter einem halb durchsichtigen grünen Wasserschleier erblickte man einen ertrunkenen Leichnahm, von welchem man nur einen

Arm, einen schönen, völlig entblößten Frauenarm, dem das Armband ohne Zweifel entrissen worden war, deutlich unterscheiden konnte.

Das zweite Aquarell zeigte im Vordergrunde den dunklen Gipfel eines mit Gras bewachsenen Berges, an dessen Fuße der Wind einige Blätter vor sich her trieb. Jenseits und drüber erhob sich in dem weiten Himmelsraume von so matten und weichem Colorit, als ich hatte anwenden können, eine weibliche Gestalt. Ein Stern glänzte über ihrer bleichen Stirn und man erblickte ihre Züge nur wie hinter einem Nebelschleier verborgen, den das wilde Feuer ihrer Augen durchdrang. Ihr im Winde flatterndes Haar erinnerte an die Wolken, welche der Sturm zerreißt oder deren feuchte Bruchstücke durch electrische Gewalt zerstreut worden. Ein kalter Mondstrahl markirte den äußern Umriß ihres Halses und die nämliche Silbereinfassung umgab die leichten Wolken, aus denen sich in gebeugter Stellung diese Vision des Abendsterns erhob.

Die dritte Zeichnung versetzte uns im strengen Winter in die Polargegenden. Die Spitze eines Eisberges durchbohrte den Himmel und auf der ganzen Linie des Horizonts schimmerten gleich den Lanzenspitzen über einem mittelalterlichen Schlachtfelde die Strahlen der nördlichen Sonne auf den Eiszacken. Im Vordergrunde ruhte ein männlicher Kopf tief herabgesenkt auf dem Berge; zwei abgemagerte Hände bedeckten den unteren Theil des Gesichts mit einem dunkeln Schleier. Vollkommen deutlich unterschied man daher nur eine leblose, knochige, bleiche Stirn, tiefliegende, stiere Augen ohne einen andern Ausdruck als den einer hoffnungslosen Verzweiflung; um diesen Kopf glänzte zwischen den Falten einer dunklen turbanartigen Draperie so zu sagen ein weißer Flammenring, der hie und

da mit lebhafteren Farben schattirt war. Ich hatte jenen Schimmer der Königskrone wiedergeben wollen, die Milton der Form aufsetzt, welche der Form auf ewig beraubt ist.

„Waren Sie glücklich, als Sie diese Bilder malten?“ fragte mich Mr. Rochester.

„Ich war ganz in mich selbst versunken und wahrhaft glücklich. Es war für mich einer der schönsten, ich möchte fast sagen der aufregendsten Genüsse, die ich mir denken konnte.“

„Und das will nicht viel sagen. So weit ich Sie bis jetzt kenne, mögen Ihre Genüsse eben nicht sehr mannigfaltig gewesen sein; aber während Sie diese eigenthümlichen Farbenmischungen auftrugen, müssen Sie in einer phantastischen Region, dem Gebiete der wahren Künstler, geschwebt haben. Haben übrigens diese Arbeiten Ihre eigenen Begriffe des Schönen befriedigt?“

„Bei Weitem nicht. Der Abstand zwischen meiner Idee und dem Werke meiner Hand quälte mich fortwährend. Und diese Ohnmacht, das wiederzugeben, was ich gesehen hatte . . .“

„Diese Ohnmacht war nicht vollkommen, denn Sie haben da, wenn nicht mehr, wenigstens den Schatten Ihres Gedankens. Das Talent und die Kenntnisse des vollendeten Künstlers haben Ihnen gefehlt, dies unterliegt keinem Zweifel, demungeachtet sind diese Zeichnungen für eine achtzehnjährige Schülerin vorzüglich schön. Und die Ideen sind wirklich aus einer andern Welt, Sie müssen diese Augen Ihres Abendsterns im Traume gesehen haben. Wie ist es Ihnen gelungen, ohne sie glänzend darzustellen, ihnen diesen eigenthümlichen Ausdruck zu geben? Wie können sie neben diesem Planeten über ihnen bestehen, ohne zu viel zu verlieren und ohne einen unwahrscheinlichen Ausdruck anzunehmen? . . .

Welch' ein tiefer Sinn liegt in diesem feierlichen Blicke! . . . Und wer hat Ihnen das Geheimniß gelehrt, den Wind zu malen? denn es ist ein wirklicher Sturm, der über diesen Himmel und über diesen Berg dahinbraus't. Wo endlich haben Sie Latmos gesehen? denn dies ist in der That Latmos! Jetzt haben Sie die Güte, Miß, Ihre Zeichnungen wegzunehmen."

Ich hatte kaum die Bänder der Mappe wieder zugebunden, so rief Mr. Rochester mit Heftigkeit, während er auf seine Uhr blickte:

„Schon neun Uhr vorüber!... Woran denken Sie denn, Miß Eyre, daß Sie Adele so lange aufbleiben lassen? Bringen Sie sie sogleich zu Bett!... Gute Nacht, meine Damen."

So endigte unser erster Abend.

Es vergingen mehre Tage, ohne daß Mr. Rochester uns ersuchen ließ, den Abend in seiner Gesellschaft zuzubringen. Wir begegneten uns zuweilen in einem Gange und dann sagte mir ein ziemlich kalter, obgleich höflicher Gruß, daß er mich erkannt hatte.

Eines Abends jedoch, als er mehre Gutsbesitzer aus der Umgegend zu Tisch gehabt und seine Gäste sich entfernt hatten, um in irgend einen politischen Verein zu gehen, äußerte Mr. Rochester, den das üble Wetter abhielt, sie zu begleiten, den Wunsch, seine Mündel bei sich zu sehen. Ich kleidete die schon sehr kokette Adele auf's Beste an und sorgte dafür, daß auch mein fast zu einfacher Anzug fast tadellos war. Dann gingen wir zusammen hinunter in den

Speisesaal, der noch vollständig erleuchtet war und den der Hausherr für diesen Abend als Salon benutzte.

Die Schachtel mit den Geschenken, welche Adelens Phantasie so sehr beschäftigte, war endlich, nach einer Verzögerung von mehrern Tagen angekommen. Ihr Vormund gab ihr dieselbe, nicht ohne mit einigem Verdruß zu bemerken, mit welchem Eifer sie über das verschiedene Spielzeug von Elfenbein, Porzellan und Wachs herfiel, welches die Schachtel füllte. Adele betrachtete, bewunderte, befühlte und versuchte Alles, wie ein wahrhaft verzogenes Kind und bei jeder neuen Entdeckung machte sie ihren Gefühlen durch laute Ausrufungen Luft. Ihr Vormund bekam dies bald zum Ueberdruß; er ließ daher Mistreß Fairfax rufen und bat sie, den geschwätzigen Herzensergießungen der kleinen Pariserin ein gefälliges Ohr zu leihen.

„Ich habe meine Pflichten als Wirth erfüllt," sagte er dann zu mir, „und ich denke mir wohl, daß ich jetzt für mein eigenes Vergnügen Sorge tragen kann, nachdem das meiner Gäste so ziemlich gesichert ist. „Miß Eyre," setzte er hinzu, „rücken Sie doch Ihren Stuhl ein wenig vor, Sie befinden sich etwas zu weit rückwärts von mir und ich kann Sie nicht sehen, ohne die vortreffliche Lage zu verändern, die ich mir in diesem höchst bequemen Lehnstuhle gegeben habe. Sie werden nicht wollen, daß ich mir diesen Zwang auflege."

Hätte ich nur meine Neigung berücksichtigt, so wäre ich gern im Schatten geblieben, um seinen durchbohrenden Blicken nicht zu begegnen. Aber sein gebieterisches Wesen gestattete dem freien Willen keinen großen Spielraum. Ich nahm daher den mir angewiesenen Platz ein und konnte nicht umhin, Mr. Rochester dann und wann anzublicken, wie auch seine Augen sich von Zeit zu Zeit auf mich richteten.

Der Ausdruck seines Gesichts schien ein ganz anderer zu sein, als ich ihn bisher gekannt hatte; er war bei Weitem nicht mehr so streng. Ein freundliches Lächeln belebte hin und wieder seine Züge und milderte den Ernst desselben; auch sein Blick hatte einen gewissen Glanz, zu welchem die Toaste des Mittagessens sehr wahrscheinlich das Ihrige beigetragen hatten. Kurz, er zeigte sich durchaus zu seinem Vortheile, in dem mit rothem Damast überzogenen Lehnstuhle, dessen elastischer Rücken einen Theil seines Kopfes verbarg, und der Schein des Kaminfeuers spiegelte sich in seinen großen, schwarzen Augen, welche viel von ihrer gewöhnlichen Strenge verloren hatten.

Nach ohngefähr zwei Minuten, während deren er in das Feuer geblickt, so daß ich ihn ebenfalls mit Muße betrachten konnte, wendete er plötzlich den Kopf und begegnete meinen Augen.

„Sie beobachten mich recht aufmerksam, Miß Eyre," sagte er in heiterem Tone; „finden Sie, daß ich ein hübscher Mann bin?"

Ich hätte auf diese Frage mit einer gewöhnlichen Höflichkeitsformel antworten können, aber ein trockenes „Nein, mein Herr!" entschlüpfte mir ohne meinen Willen.

„Vortrefflich!" rief er in dem nämlichen Tone, „Sie haben in der That etwas ganz eigenthümliches in Ihrem Wesen. Wenn man Sie sieht, möchte man Sie für eine gefällige, ruhige, ernsthafte und einfache kleine Nonne halten, deren Hände stets an ihrem Platze und deren Augen immer, das heißt doch nicht immer zu Boden gerichtet sind. Und wenn man sich beikommen läßt, Sie zu fragen oder eine Bemerkung zu machen, auf welche zu antworten sie sich verpflichtet halten, so kann man mit Gewißheit auf einen, wenn

auch nicht unartigen, doch sehr offenherzigen und kalten kleinen Seitenhieb rechnen. Woher rührt dieser Contrast?

„Entschuldigen Sie meine allzu große Freimüthigkeit. Ich hätte nicht so kategorisch antworten, sondern von der Verschiedenheit des Geschmacks und von dem geringen Werthe sprechen sollen, den man auf die äußere Schönheit legen muß, dann . . .“

„Ich danke für Ihre Entschuldigungen, es sind eben so viele Messerschnitte auf Ihren ersten Nadelstich. Eine offene Meinungsäußerung ist mir viel lieber, nur habe ich sie gern vollständig. Sollte meine Stirn nicht das Glück haben, Ihnen zu gefallen?“

Mit diesen Worten strich er nicht ohne einige geheime Eitelkeit die dunklen und glänzenden Massen seines Haares zurück.

„Aufrichtig, lesen Sie hier einen Ausdruck von Geistesbeschränktheit?“

„Das nicht; aber würden Sie mir erlauben, ohne sich beleidigt zu fühlen, daß ich Sie frage, ob ich einen Zug von Philanthropie darauf erblicken soll?“

„Vortrefflich! wieder ein Messerstich. Und dies ohne Zweifel deshalb, weil ich mir so eben die Bemerkung entschlüpfen ließ,“ — er hatte dies in der That vor dem Eintritte der Mistreß Fairfax gesagt, — „daß ich weder die Gesellschaft der Kinder noch die der alten Frauen liebte. Nun ja, Miß, ich bin allerdings nicht, was man im Allgemeinen einen Menschenfreund nennt. Aber ich habe ein Gewissen wie jeder Andere, was ein Phrenolog vielleicht nicht ahnen würde, und noch vor Kurzem hat man eine gewisse Weichheit des Herzens an mir wahrnehmen können. In Ihrem Alter war ich so zu sagen ein Gefühlsmensch, der eifrige Vertheidiger aller Unglücklichen, Verlassenen und

Mißverstandenen. Das Schicksal hat es später übernommen, mich umzuformen, und zwar auf sehr unsanfte Weise, so daß ich jetzt so hart und undurchdringlich bin wie Kautschuk. Ich weiß jedoch, daß ich hier und da noch einige kleine Lücken und ganz im Mittelpunkte dieser Verhärtung eine gefühlvolle Stelle habe. Glauben Sie, daß noch einige Hoffnung vorhanden ist?“

„Was für eine Hoffnung?“

„Den Kautschuk am Ende wieder Fleisch werden zu sehen.“

Im höchsten Grade erstaunt über eine solche Sprache, wußte ich nicht, was ich auf diese Frage antworten sollte, die mich veranlaßte, an der Besonnenheit Mr. Rochesters zu zweifeln.

„Meine Frage setzt Sie in Verlegenheit, Miß Eyre,“ fuhr er fort, „und obgleich Dame Natur Sie nicht viel reicher beschenkt hat, als mich, so muß ich doch gestehen, daß diese Verlegenheit Sie vortrefflich kleidet. Sie hat überdies noch den Vortheil, daß sie Ihre gefährlichen Augen zwingt, sich wieder nach den Blumen des Teppichs herabzusenken, anstatt meine harmlose Physiognomie bis auf den Grund und nicht eben in wohlwollender Absicht zu studiren. Seien Sie denn verlegen, es kann nicht schaden. Ich meines Theils fühle mich heute sehr sprachselig und in einer außerordentlich geselligen Stimmung.“

Er hatte sich bei den letzten Worten erhoben, und in einer Stellung, welche berechnet zu sein schien, um seine kräftige, ebenmäßige Gestalt im besten Lichte zu zeigen, an den Kamin gelehnt, schien er die Gleichgiltigkeit selbst herauszufordern. Aber sein Ton und seine Haltung vermehrten nur noch meine Kälte. Ohne jedoch darauf zu achten, fuhr er fort:

„Es hängt nur von Ihnen ab, Miß, daß ich einen angenehmen Abend verlebe. Sie sind mir immer als ein höchst interessantes kleines Räthsel vorgekommen. Es würde mir ein Vergnügen sein, Sie zu errathen, und ich wüßte meine Zeit nicht besser anzuwenden, deren drückende Last mir weder Pilot, noch Adele, noch selbst Mistreß Fairfax erleichtern können. Sprechen Sie also, ich werde Ihnen sehr dankbar dafür sein.“

Anstatt zu sprechen, lächelte ich nur. Und ich glaube fast, mein Lächeln verrieth etwas ganz Anderes, als Fügsamkeit und Unterwürfigkeit.

„Sprechen Sie,“ wiederholte er mit Ungeduld. „Sprechen Sie wovon Sie wollen und wie es Ihnen beliebt.“

Ich beschränkte mich darauf, zu denken, ohne es ihm zu sagen, daß er mit einer derartigen Aufforderung bei mir sehr an die Unrechte kam. Er errieth daß endlich.

„Sie bleiben stumm und ich hätte dies erwarten können, denn meine Aufforderung war in einem barschen und fast beleidigenden Tone gehalten. Verzeihen Sie mir, Miß Eyre. Es ist nicht im Entferntesten meine Absicht, Sie als Untergebene zu behandeln und eine andere Superiorität zu beanspruchen, als die, zu der mich die zwanzig Jahre, welche ich älter bin als Sie, und ein Jahrhundert von Erfahrungen berechtigen, das Ihnen stets abgehen wird. Ich kann nur noch hinzusetzen, daß ich Ihnen sehr dankbar sein werde, wenn Sie mir behilflich sind, mich von einigen quälenden Gedanken zu zerstreuen, die mich seit langer Zeit peinigen.“

Diese Entschuldigungen schienen mir annehmbar und ich bewies ihm dies, indem ich mich bereit erklärte, alle Fragen zu beantworten, die er an mich richten würde. Ich

hatte meiner Ansicht nach genug gethan, um zu zeigen, daß ich nicht geneigt war, mich allen Launen dieses Mannes zu unterwerfen, der mit den dreißig Pfund Sterling, welche er mir jährlich gab, nicht auch das Recht erkauft hatte, sie mich fühlen zu lassen.

Wir gelangten sehr bald dahin, daß wir uns gegenseitig die Fehler unserer Charaktere mittheilten. Mr. Rochester ließ ein schmerzliches Bedauern blicken, sein Leben übel angewendet zu haben. Er war von Natur gut, wie er sagte, aber die Umstände hatten ihn verdorben. Nicht daß er selbst im Bösen irgend eine Ueberlegenheit geltend machte; im Gegentheil, er beschuldigte sich selbst, ein ganz gewöhnlicher Sünder zu sein, der sich in den thörigten und sinnloser Zerstreuungen übersättigt hatte, welche der Reichthum Denen gestattet, die man die Glücklichen dieser Erde nennt.

Es lag ein gewisser Stolz in seiner Reue, denn ein Gedanke, auf den er oft zurückkam, war dieser: ist es nicht ein peinliches Gefühl, wenn man einen Menschen sieht, der sich von dem unvernünftigen Strudel der weltlichen Genüsse mit fortreißen läßt, sich sagen zu müssen, daß man auf gleicher Stufe mit diesem Menschen steht, den man innerlich verabscheut? Er sprach von seinen Gewissensbissen wie ein Mann, der lange von ihnen gequält worden ist, und als ich mir erlaubte, ihm zu sagen, daß es nur von ihm abhänge, diese Gewissensbisse, die er „das Gift des Lebens" nannnte, in ein wirksames Heilmittel zu verwandeln, versicherte er mir, daß er schon seit langer Zeit den Vorsatz gefaßt habe, mit einer Vergangenheit abzuschließen, die ihm ein Greuel sei, daß es ihm aber an Muth dazu fehle. Er wurde nach und nach immer wärmer und bediente sich einer mir räthselhaften Sprache, über deren Sinn ich jedoch später Aufklärung erhielt.

Außerordentliche Uebel, sagte er zu mir, erforderten außerordentliche Heilmittel. Ein Engel des Lichts sei ihm erschienen, dem er einen Altar in seinem Herzen errichten wolle, in welchem die Gegenwart dieser verborgenen Gottheit schon einiges Wohlsein und einige Ruhe verbreite. Der Weg, den ich betrete, setzte er hinzu, sei mit Hindernissen und Gefahren übersäet, aber er werde, beruhigt durch die Reinheit und Heiligkeit seiner Absichten, auf demselben fortschreiten. Gott allein, und nicht die Menschen, könne über seine Handlungsweise richten. Strafbar vor diesen, werde er in seinem eigenen Bewußtsein Vergebung und Gerechtigkeit finden.

Diese Reden waren mir völlig unverständlich und die Furcht, daß er mir das Geheimniß entdecken könnte, auf welches seine Reden anzuspielen schienen, machte es mir wünschenswerth, dieser Entdeckung durch Aufhebung unserer Unterhaltung vorzubeugen. Ich benutzte die Gelegenheit, als es neun Uhr schlug, und erhob mich, um Adele hinwegzuführen. Allein sie war schon verschwunden. Mr. Rochester, welcher dies Mal durchaus keine so große Eile zu haben schien, daß sie zu Bett gebracht werde, sagte mir, sie habe einen Ballanzug unter ihren Geschenken vorgefunden und dem Verlangen nicht widerstehen können, ihn zu versuchen.

Adele erschien wirklich nach einigen Minuten in einem Rosakleide, mit Blumen in den Haaren und Atlasschuhen an den Füßen; sie zierte sich und kokettirte mit den Armen, wie eine raffinirte Komödiantin.

„Steht mir das Kleid gut?“ rief sie, zwischen uns tretend; „und die schönen Schuhe? und die seidenen Strümpfe? Ich glaube, ich muß ein Wenig tanzen.“

Sie hüpfte in der That wie eine Gazelle durch den

Saal und indem sie ihren Tanz mit einer leichten Pirouette beschloß, fiel sie vor Mr. Rochester auf die Kniee.

„Ach, wie danke ich Ihnen für Ihre Güte!“ sagt sie in schmeichelndem Tone. Dann stand sie auf und setzte hinzu: „Machte es Mama nicht auch so?“

„Ganz genau so,“ erwiderte Mr. Rochester mit einem erzwungenen Lächeln. „Eine Jugenderinnerung, Miß Eyre,“ sagte er hierauf zu mir; „ich werde Ihnen dies später einmal erzählen.“

So sonderbar es Jedermann, und namentlich Ihnen verehrte Freundin, erscheinen mag, so erzählte mir Mr. Rochester in der That einige Wochen darauf, in welchem Verhältnisse er mit Cöline Varens, der Mutter Adelens, gestanden hatte.

Ich will Ihnen diese im Ganzen ziemlich gewöhnliche Geschichte von einem jungen und reichen Engländer, der von einer dem Balletcorps der Oper angehörende, käuflichen Kokette verführt wurde, nicht wiederholen. Er hatte geglaubt, er werde geliebt, und sah, daß er hintergangen worden war. Er hatte Adele zu sich genommen, nicht weil er trotz der Schwüre ihrer Mutter die entfernteste Gewißheit hatte, daß irgend ein Band zwischen ihm und diesem Kinde existirte, sondern weil er Mitleid mit einem zarten und unschuldigen Wesen gehabt, das von seiner herzlosen Mutter verlassen wurde.

„Ich habe sie dem Schmutze von Paris entrissen,“ sagte er am Schlusse seiner Erzählung, „um sie auf den gesunden und festen Boden eines schönen englischen Gartens

zu verpflanzen. Wir wollen sehen, ob die junge Pflanze Nutzen daraus ziehen wird. Werden Sie jetzt," fuhr er fort, „Ihre Sorgfalt noch immer der unrechtmäßigen Tochter einer französischen Tänzerin widmen wollen? Es sei mir erlaubt, daran zu zweifeln. Früher oder später einmal werden Sie mir ankündigen, daß Sie eine andere Stelle gefunden haben, Sie werden mich bitten, mich nach einer anderen Erzieherin umzusehen. Nicht wahr, ich habe richtig gerathen?"

„Keineswegs," erwiderte ich; „Adele ist weder für Ihre Fehler noch für die ihrer Mutter verantwortlich. Ich hatte sie überhaupt schon lieb gewonnen; jetzt aber, da ich weiß, daß sie eine von ihrer Mutter verlassene und von Ihnen verleugnete Waise ist, werde ich sie als eine Schwester betrachten und sorgfältiger als bisher über sie wachen."

Als ich am Abend des Tages, an welchem mir diese unerwartete Mittheilung gemacht worden war, auf mein Zimmer kam, konnte ich mich nach reiflicher Ueberlegung nicht enthalten, über die große Veränderung nachzudenken, die in meinen Beziehungen zu Mr. Rochester eingetreten war. Hatte er mir nicht einen ausgezeichneten Beweis seines Vertrauens gegeben? Ueberhaupt war seit einigen Wochen eine merkwürdige Umwandlung in seinem Benehmen gegen mich vorgegangen. Er hatte keine beleidigenden Launen, keine Anfälle kalten Hochmuthes mehr, die so oft auf eine fast lästige Vertraulichkeit gefolgt waren. Wenn ich ihm unvermuthet begegnete, schien ich ihm stets willkommen zu sein. Er hatte immer ein verbindliches Wort und oft ein freundliches Lächeln für mich. Ließ er mich des Abends bitten, ihm Gesellschaft zu leisten, so ersah ich deutlich aus seinem herzlichen Empfange, daß er in der

Unterhaltung mit mir eben so viel Vergnügen fand, als ich Nutzen daran finden konnte.

Sein freundliches Benehmen gewann ihm nach und nach mein Herz. Meine durch die Erzählungen, welche mir eine neue Welt offenbarten, lebhaft erregte Neugier; mein durch die Nothwendigkeit, oft scharfsinnige und geistvolle Bemerkungen zu verstehen, in fortwährender Spannung erhaltener Geist, dazu das unaussprechliche Vergnügen bei dem Gedanken, daß meine Abgeschiedenheit aufgehört hatte und daß ich Jemandem, wenn nicht die Liebe eines Vaters, doch wenigstens die Theilnahme eines wahren Freundes einflößte . . . mehr bedurfte es nicht für eine arme Waise, um die Lücken ihres Lebens auszufüllen, um das lachende Reich der unbestimmten und schwankenden Hoffnungen vor ihr aufzuschließen und um ihr eine Dankbarkeit einzuflößen, von deren Gefahren ich keine Ahnung hatte. —

Fünfte Abtheilung.

Das Geheimniß von Thornfield-Hall.

Ich will nicht länger bei allen den Gedanken verweilen, welche an diesem Abende auf mich einstürmten. Sie waren viel weniger klar und bestimmt, als ich sie Ihnen hier wiedergebe; überdies würde ihnen der hohe Reiz der ersten Jugendträume fehlen. Ich verschone Sie also damit, um schneller zu einem merkwürdigen Vorfalle zu gelangen.

Ehe ich mich so in die Gefilde der Illusionen und Chimären emporschwang, hatte ich mein Licht ausgelöscht, und ich weiß selbst nicht recht, ob ich noch völlig munter war, als ich über meinem Kopfe ein dumpfes, schauerliches Gemurmel zu hören glaubte.

Ich würde in diesem Augenblicke viel darum gegeben haben, wenn ich noch Licht gehabt hätte. Die Nacht war ausnehmend dunkel und ich fühlte mich keineswegs in einer muthvollen Stimmung. Während ich auf meinem Bett sitzend aufmerksam horchte, erwachten tausenderlei beängstigende Gedanken in mir. Indeß verstummte das Geräusch.

Ich versuchte wieder einzuschlafen, aber mein Herz schlug mit einer unglaublichen Heftigkeit und es war mir unmöglich, meine Aufregung zu beschwichtigen. Die zweite

Morgenstunde schlug an der nahen Schloßuhr. In dem nämlichen Augenblicke war es mir, als ob eine Hand an der Thür meines Zimmers hinstreifte, als wenn Jemand durch den Corridor schlich. Ich frage: „Wer ist da?“ Niemand antwortete. Es ergriff mich eine fürchterliche Angst.

Bei näherer Ueberlegung erinnerte ich mich jedoch, daß Pilot sich zuweilen, wenn zufällig die Küchenthür offen gelassen wurde, nach dem Zimmer seines Herrn schlich und sich vor der Thür desselben niederlegte, wo ich ihn schon oft des Morgens gefunden hatte. Dieser Gedanke beruhigte mich sogleich und ich legte mich wieder nieder. Es herrschte das tiefste Schweigen und nichts beruhigt die aufgeregten Nerven besser als Stille. Nach und nach kehrte der Schlummer zurück; allein es war beschlossen, daß ich diese Nacht nicht schlafen sollte. Kaum begann ein noch verworrener Traum sich auf mein Lager herabzusenken, so wurde er plötzlich durch ein gräßliches Geräusch verscheucht.

Es war ein dämonisches, leises, verhaltenes, dumpfes Lachen, das aus dem Schlüsselloche zu kommen schien. Da das Kopfende meines Bettes der Thüre sehr nahe war, so glaubte ich einen Augenblick dieses entsetzliche Lachen dicht an meinen Ohren zu vernehmen, als rührte es von Jemandem her, welcher sich über mich beugte. Die Furcht, von der ich ergriffen wurde, läßt sich nicht beschreiben. Ich fuhr empor und blickte mich entsetzt um; aber ich sah nichts. Nach einigen Sekunden ließ sich das nämliche Gelächter von Neuem hören, und zwar diesmal ganz deutlich hinter der Thür. Meine erste Bewegung war, aufzuspringen und den Riegel vorzuschieben, dann fragte ich noch einmal: „Wer ist da?“

Ein halb unterdrücktes Stöhnen antwortete auf meine

Frage. Wenige Augenblicke nachher vernahm ich Schritte, welche den Corridor entlang nach der Treppe zugingen, auf der man in das dritte Stockwerk gelangte. Ganz vor Kurzem war eine Thür am Fuße dieser Treppe angebracht worden; ich hörte sie öffnen und wieder verschließen, dann war Alles still.

„Sollte es Grace Poole gewesen sein?“ dachte ich bei mir, „und sollte sie vom Teufel besessen sein?“

In meinem Zweifel schien es mir unmöglich nicht, auf der Stelle zu Mistreß Fairfax zu gehen. Ich zog daher ein Kleid an, warf ein Tuch über meine Schultern, zog den Riegel zurück und öffnete mit zitternder Hand die Thür. Auf der Strohmatte des Corridors stand ein brennendes Licht. Dieser Umstand fiel mir auf; was mich aber in einem viel höheren Grade erschreckte, war, daß der Gang selbst mit Rauch angefüllt war. Während ich mich nach allen Seiten umblickte, woher er kommen könnte, verspürte ich einen durchdringenden Brandgeruch.

Ich hörte etwas knarren; es war eine angelehnte Thür. Diese Thür war die des Herrn Rochester und aus ihr drang in bläulichen Wolken der mich fast erstickende Rauch.

Sogleich schwand jeder andere Gedanke; in der nächsten Sekunde befand ich mich in diesem Zimmer. Lange Flammen umzingelten das Bett, dessen Vorhänge vom Feuer ergriffen waren. Mitten in dem Feuer und dem dicken Rauche lag Mr. Rochester, ohne sich zu bewegen. Der Unglückliche schlief und schon hatte ihn der Rauch betäubt.

Umsonst versuchte ich es, ihn zn erwecken. Er murmelte kaum einige unverständliche Laute und wendete sich auf die andere Seite. Wenn ich einen Augenblick zögerte, war er verloren. Ich eilte an seinen Waschtisch, der zum Glück für ihn reichlich mit Wasser versehen war. Ich nahm

Krug und Becken und goß ihren Inhalt auf das Bett und auf den bewußtlosen Schläfer. Dann holte ich aus meinem Zimmer einen zweiten vollen Wasserkrug, und es gelang mir unter Gottes Beistand, die beginnende Feuersbrunst zu löschen.

Das Zischen der Flammen, das Geräusch des Waschbeckens, das ich zu Boden fallen ließ, nachdem ich es ausgeschüttet hatte, besser als dies Alles aber die kalte Wassertaufe erweckte endlich Mr. Rochester. Ich hörte ihn in der Dunkelheit die Art von Sündfluth verwünschen, in deren Mitte er erwachte und die er sich anfangs nicht erklären konnte. Als ich ihm die nöthige Aufklärung darüber gab, erkannte er meine Stimme und fragte mich, ob ich ihn habe ertränken wollen; dann bat er mich, ihm ein Licht zu holen.

„Besonders aber," setzte er hinzu, „kommen Sie nicht unter zwei Minuten zurück, meine kleine Fee. Gott weiß, ob ich ein einziges trockenes Kleidungsstück finde, das ich überwerfen kann. . . . Doch halt, da ist mein Schlafrock."

Als ich mit dem Lichte zurückkam, untersuchte er aufmerksam das geschwärzte Bett, die ganz durchnäßten Decken und den in einem förmlichen See schwimmenden Fußteppich. Währenddem hörte er die Erzählung an, welche ich ihm von dem vernommenen Gelächter, von den nach der dritten Etage zu gegangenen Schritten, von dem auf dem Fußboden des Corridors gefundenen Lichte und dem Uebrigen gab.

Sein Gesicht drückte jedoch bei diesen Mittheilungen eher Traurigkeit als Erstaunen aus. Ich schlug ihm vor, Mistreß Fairfax von dem Vorfalle in Kenntniß zu setzen.

„Wozu das und was wollen Sie von ihr erfahren?" versetzte er heftig. „Lassen Sie sie und meine Leute ruhig schlafen. Hüllen Sie sich in Ihren Shawl, nehmen Sie meinen Mantel um, wenn Sie friert und nehmen Sie Platz.

Stützen Sie Ihre Füße auf dieses Tabouret, damit sie nicht naß werden. Jetzt fürchten Sie sich nicht etwa, denn ich will Sie einige Minuten allein und im Dunklen lassen. Ich muß oben nach etwas sehen, bleiben Sie besonders ganz still und rufen Sie nicht; ich werde bald wieder bei Ihnen sein.“

Er ging in der That hinauf und ließ mich in der vollständigsten Dunkelheit. Ich fror und war nichts weniger als beruhigt, denn ich wußte nicht, warum man mir verbot, das ganze Haus zu wecken. Ich würde gewiß noch diesem Verbote zuwider gehandelt haben, wäre nicht Mr. Rochester nach ziemlich langer Abwesenheit endlich zurückgekehrt.

Er war bleich und finster.

„Es war ganz so wie ich dachte,“ sprach er halblaut, indem er sein Licht auf den Tisch stellte.

„Wie meinen Sie?“

Er antwortete nicht und blieb mit über der Brust gekreuzten Armen stehen. Dann fragte er mich in einem ziemlich sonderbaren Tone:

„Haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie, als Sie Ihre Thür öffneten, etwas gesehen haben? ...“

„Nichts als ein auf dem Fußboden stehendes Licht“

„Aber dieses sonderbare Lachen haben Sie schon einmal gehört? ... ich dächte, Sie hätten mir früher eine ähnliche Geschichte erzählt.“

„Allerdings; es ist eine Arbeiterin hier, Namens Grace Poole, welche ganz auf diese Art lacht. Sie ist ein wunderliches Geschöpf.“

„Ja, es ist Grace Poole, wie Sie geahnet haben. Sie ist eine merkwürdige Person. Sie sollen später mehr über sie erfahren; aber vor der Hand ist es nicht nöthig,

daß von dem Vorfalle gesprochen wird. Dieses kleine Unglück," setzte er hinzu, indem er auf sein Bett zeigte, „werde ich leicht erklären. Ich hoffe, es wird Ihnen nicht zu schwer werden, über die Sache zu schweigen. Kehren Sie jetzt in Ihr Zimmer zurück, es ist vier Uhr, um sechs stehen die Dienstleute auf, bis dahin kann ich auf dem Sopha in der Bibliothek ruhn."

„Dann wünsche ich Ihnen gute Nacht," erwiderte ich, indem ich aufstand, um mich zu entfernen.

Die Bewegung schien ihn zu befremden, obgleich er mich selbst zum Fortgehen aufgefordert hatte.

„Wollen Sie mich denn schon verlassen?" rief er aus, „und auf solche Art?"

„Sie haben mir gesagt, ich könnte mich entfernen . . ."

„Aber nicht ohne Abschied zu nehmen . . . nicht ohne ein freundliches Wort . . . nicht mit dieser kalten und strengen Höflichkeit. Sie haben mir das Leben gerettet, haben mich den fürchterlichsten Qualen entrissen, und wir sollten uns trennen wie zwei Fremde? . . . Geben Sie mir wenigstens Ihre Hand."

Er reichte mir die seinige . . . ich wagte nicht, sie zurückzuweisen, aber anstatt mir einfach die Hand zu drücken, ergriff er meine Hand und hielt sie fest.

„Sie haben mir das Leben gerettet," sagte er dann tief ergriffen. „Es macht mich glücklich, Ihnen eine so große Wohlthat verdanken zu müssen. Ich kann Ihnen nichts Besseres sagen, denn ich bin noch Niemandem in dieser Welt begegnet, dem ich in einem solchen Grade hätte verpflichtet sein mögen. Bei Ihnen aber, Jane, ist es etwas Anderes . . . eine Schuld gegen Sie ist nicht drückend."

Er hielt inne und richtete seine Augen fest auf die meinigen. Es war mir, als sähe ich Worte auf seinen

Lippen schweben, aber seine Stimme schien ihm den Dienst zu versagen.

„Noch einmal gute Nacht, Mr. Rochester," erwiderte ich ihm. „Es kann hierbei weder von einer Schuld, noch von einer Verpflichtung, noch von einer Wohlthat die Rede sein."

„Ich wußte es," unterbrach er mich, „daß Sie mir früher oder später auf diese oder jene Art irgend einen wichtigen Dienst leisten würden. Ich habe dies in Ihren Augen gelesen, als ich Sie das erste Mal sah .. . Ihr freundlicher Blick ließ nicht umsonst ..."

Bei diesen Worten zögerte er unschlüssig.

„Nein," fuhr er dann fort, „nicht umsonst hat Ihr freundlicher Ausdruck ein wohlthuendes Gefühl in den innersten Tiefen meines Herzens erweckt ...."

Dies sagte er auffallend rasch.

„Man spricht von natürlichen Sympathieen," setzte er hinzu, „auch von guten Genien. ... Gute Nacht denn liebes Kind, Sie haben mir das Leben gerettet!"

In diesem Augenblicke lag eine eigenthümliche Energie in seiner Stimme und ein seltsames Feuer in seinem Blicke.

„Es freut mich," fügte er hinzu, „daß ich nicht wie gewöhnlich eingeschlafen war."

Ich that einige Schritte nach der Thür zu.

„Sie verlassen mich also?"

„Ich friere."

„Ja, es ist wahr . . . und Ihre Füße stehen im Wasser. Gehen Sie, Jane, gehen Sie rasch."

Aber er ließ meine Hand nicht los, und ich wußte nicht, wie ich sie ihm entziehen sollte; endlich besann ich mich auf ein Mittel.

„Mir scheint, als hörte ich Mistreß Fairfax kommen,“ sagte ich plötzlich.

Seine Hand öffnete sich sogleich und ich entfernte mich.

Ich legte mich wieder in mein Bett, aber Sie können sich denken, daß kein Schlaf in meine Augen kam. Meine Freude glich einem bewegten Meere, auf welchem ich mit dem Vorgefühle eines nahenden Sturmes schwamm. Zuweilen trug mich ein Windstoß der Hoffnung an das blühende Ufer, das ich jenseits der Wogen erblickte. Dann warf mich wieder ein kalter Sturmwind zurück. Bald war es ein Wonnerausch, bald die strenge und ernste Vernunft, bald das Fieber der Leidenschaft, bald die nackten Rathschläge des gesunden Verstandes. Ach, welch' eine Nacht, liebe Freundin! Wenn es viele solcher Nächte gäbe, würde man nicht lange leben.

Um sieben Uhr vernahm ich Geräusch in Mr. Rochesters Zimmer, wo die Bedienten beschäftigt waren, Alles wieder in Ordnung zu bringen, und sich dabei ihre Vermuthungen über die Begebenheiten dieser Nacht mittheilten.

Entschlossen, das Geheimniß streng zu bewahren, trat ich ein, um zu fragen, was vorgefallen sei, und war nicht wenig überrascht, als ich eine mit dem Nähen eines Vorhanges beschäftigte Frau darin fand, die keine andere war, als Grace Poole selbst.

Ich gestehe, daß ich auf diese Erscheinung nicht gefaßt war, und ich blieb wie festgebannt an der Thür stehen. Wie war es möglich, daß dieses Weib noch in Freiheit war? wie konnte sie es wagen, sich nach ihrem verbrecherischen Beginnen zu zeigen, und sogar auf dem Schauplatze des halb vollbrachten Mordes?

Während ich sie betrachtete, erhob sie die Augen, bemerkte mich, und ohne die geringste Verlegenheit an den

Tag zu legen, ohne daß ein Zug ihres Gesichtes sich veränderte, oder eine Spur von Röthe in ihre Wangen stieg, richtete sie ihren gewöhnlichen Morgengruß an mich, nahm dann ihre Nähnadel und ihren Fingerhut wieder und ließ sich nicht weiter in ihrer Arbeit stören.

Als ich mich von meinem ersten Erstaunen, nicht aber von meiner innern Entrüstung erholt hatte, nahm ich mir vor, diese empörende Gleichgiltigkeit auf die Probe zu stellen.

„Guten Morgen, Grace,“ sagte ich zu ihr, „was ist denn diese Nacht hier vorgefallen?“

„Nicht viel, Miß, der Herr hat im Bett gelesen und ist eingeschlafen, ohne das Licht auszulöschen. Die Vorhänge haben Feuer gefangen, aber er ist noch zur rechten Zeit erwacht und hat es mit dem im Waschbecken befindlichen Wasser gelöscht.“

„Eine sonderbare Geschichte,“ sagte ich halblaut, indem ich näher zu ihr trat und sie fest anblickte. „Hat denn Mr. Rochester Niemanden geweckt und hat Niemand Geräusch in seinem Zimmer gehört?“

Sie erhob von Neuem die Augen zu mir, und diesmal mit einem Ausdrucke, als suche sie meine Gedanken zu erforschen.

„Die Dienerschaft schläft sehr weit entfernt von hier, wie Sie wissen,“ erwiderte sie dann. „Mistreß Fairfax, deren Zimmer an dieses stößt, hat einen sehr festen Schlaf und hört etwas schwer. Aber wie kommt es, Miß, daß Sie nichts gehört haben? Sie sind jung und ich möchte wetten, Sie schlafen nur mit Einem Auge.“

„Ich habe nichts gehört,“ antwortete ich noch leiser, „als ein Gelächter, wie es wenige giebt.“

Grace fädelte von Neuem mit der größten Kaltblütigkeit ihre Nadel ein und versetzte dann im ruhigsten Tone:

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Herr gelacht hat, während er in einer solchen Gefahr schwebte. Sie haben ohne Zweifel geträumt, Miß.“

„Nein, ich habe nicht geträumt,“ erwiderte ich, indem ich einen Nachdruck auf diese Worte legte, denn ich fühlte mich durch die höhnische Kälte, welche dieses Geschöpf meinen Fragen entgegensetzte, gleichsam herausgefordert. Sie blickte mich abermals forschend an und fragte mich:

„Haben Sie dem Herrn nicht gesagt, daß Sie Jemanden lachen hörten?“

„Ich habe diesen Morgen noch keine Gelegenheit gehabt, mit ihm zu sprechen.“

„Und Sie haben nicht daran gedacht, Ihre Thür zu öffnen, um nachzusehen, was im Gange geschah?“

Sie wollte mich offenbar ausforschen. Es kam mir der Gedanke bei, daß sie, wenn sie ahnte, daß ich wußte, woran ich war, mir vielleicht auch irgend einen bösen Streich spielen könnte, ich lenkte daher ein.

„Im Gegentheil,“ erwiderte ich auf ihre letzte Frage, „ich verriegelte meine Thür.“

„Sie thun dies also nicht jeden Abend, ehe Sie zu Bett gehen?“

„Schändliches Weib!“ dachte ich, „sie zieht Erkundigungen ein, um sich ein andermal darnach zu richten.“

Ich unterdrückte indeß meinen Zorn und begnügte mich damit, ihr zu versichern, daß, wenn ich bis jetzt nicht vorsichtig genug gewesen sei, ich es in Zukunft um so mehr sein würde.

„Daran werden Sie sehr wohl thun,“ war ihre ganze Antwort. Inzwischen schlug die Frühstücksstunde und der Küchenmeister brachte Grace auf einem Theebrett wie gewöhnlich ihren Krug Porter und ihr Stück Pudding.

„Wünschen Sie noch etwas, Mistreß Poole?“ fragte er dann.

„Allerdings, ein Stück Käse. Sonst wüßte ich nichts.“

„Und Ihren Sago?“

„Kümmern Sie sich nicht darum, ich werde mir ihn vor dem Thee selbst besorgen.“

Nach diesem Zwiegespräch, das mir im höchsten Grade auffiel, begab ich mich zu Mistreß Fairfax, die mich erwartete. Ich überlasse es Ihnen, sich eine Vorstellung über die Vermuthungen zu machen, welche mir die Sonderbarkeit dieser verschiedenen Umstände eingab. Welcher geheime Grund mochte Herrn Rochester abhalten, Grace Poole aus dem Hause zu entfernen, oder selbst der Gerechtigkeit zu überliefern? Wie konnte er ohne die geringsten Vorsichtsmaßregeln mit einer Frau unter einem Dache leben, von welcher er Alles zu fürchten hattte? Und welche Ursache hatte diese Frau, ihn mit einem so entsetzlichen Hasse zu verfolgen?

Dies Alles waren mir unauflösliche Räthsel.

Von der Neugierde angetrieben, kam ich auf die unwahrscheinlichsten Vermuthungen. Ich fragte mich, ob nicht etwa zwischen diesem abstoßenden Geschöpf und dem excentrischen Mr. Rochester ein Band existirte, das früher, als Beide jung waren, durch eine unbegreifliche Laune des Schicksals geknüpft worden war. Aber so kühn meine Phantasie auch sein mochte, sie mußte zurückschrecken vor der plumpen Gestalt, dem gemeinen Gesicht, den groben Zügen, mit Einem Worte, vor der rohen Häßlichkeit dieses von Gott verworfenen Geschöpfes.

Der ganze Tag verging unter diesen Betrachtungen, welche den sehnlichen Wunsch einer Unterredung mit Mr. Rochester in mir erweckten. Jetzt durfte er mir nichts mehr verschweigen, ich hatte ein Recht auf sein unbegrenztes Vertrauen erlangt, und vielleicht auf noch mehr als dies.

Ich erwartete daher den Abend mit einer nicht zu beschreibenden Ungeduld. Der Abend kam, Adele verließ mich, um zu Bett zu gehen. Dies war die Zeit, zu welcher im Salon die Glocke ertönte, zum Zeichen, daß ich entboten werden sollte. Leah kam dann mit dem gewöhnlichen Auftrage zu mir:

„Mr. Rochester läßt Sie ersuchen, zu ihm hinunter zu kommen."

Aber Leah ließ diesmal lange auf sich warten, und ich hatte überhaupt, obgleich ich beständig Acht gab, den ganzen Tag über, weder die Stimme noch den Schritt Mr. Rochesters gehört.

Endlich erschien Leah, jedoch um zu sagen, daß der Thee bei Mistreß Fairfax servirt sei.

„Kommen Sie rasch, mein liebes Kind," sagte die gute Dame, sobald sie mich erblickte. „Sie müssen sehr hungrig sein, denn Sie haben, ohne es selbst zu bemerken, bei Tische fast gar nichts gegessen. Kommen Sie näher ... wird es Ihnen zu kalt am Fenster sein. ... Ich denke nicht, es ist ja schön. Mr. Rochester hat es gut getroffen."

„Ist Mr. Rochester nicht hier?"

„Nein, er ist nach dem Frühstück nach Prés-Clos zu Mr. Eshton geritten, zehn Meilen jenseits Milcote."

„Erwarten Sie ihn diesen Abend zurück?"

„Weder diesen Abend noch morgen, er wird wohl etwa vierzehn Tage wegbleiben. Man amüsirt sich vortrefflich bei Mistreß Eshton, es sind immer viel schöne Damen dort, zum Beispiel Blanca und Mary Ingram, und namentlich von Blanca trennt sich Mr. Rochester sehr ungern."

Blanka Ingram wohnte 10 Meilen von Thornfield-Hall. Sie war ein schönes Mädchen, welcher die Natur alle Gaben verliehen hatte, um einen Mann zu fesseln und die von den 40 Jahren des Mr. Rochester wenig erschreckt wurde, da ihr Gelegenheit gegeben war, mit Hülfe seines Vermögens als Staatsdame zu leben. Mistreß Fairfax schilderte mir mit der größten Ausführlichkeit Blanca's Reize; ihren königlichen Wuchs, ihre schneeweißen Schultern, ihre großen schwarzen Augen, ihre wohlklingende Stimme, ohne zu ahnen, welchen Schmerz sie mir dadurch bereitete. Sie erzählte mir, wie Mistreß Ingram mit ihren Töchtern vor einigen Jahren nach Tornfield-Hall gekommen war, welche schönen Duette Mr. Rochester und Blanca gesungen hatten, die beide ausgezeichnet musikalisch waren und für einander geschaffen zu sein schienen. Sie hörte den ganzen Abend nicht auf, über diesen Gegenstand zu sprechen.

Ach, welche Gewissensbisse fühlte ich jetzt! Wie verächtlich erschienen mir in diesem Augenblicke die thörigten Einflüsterungen meiner überspannten Hoffnungen! Welch ein strenges Verdammungsurtheil sprach meine Vernunft über sie! War es denn möglich, daß ich, ein kränkliches, häßliches Mädchen ohne Herkunft und ohne Reichthum, deren mangelnde Reize durch nichts Andres ersetzt wurden, eine arme Gouvernante, an die Eroberung dieses Mannes hatte denken können, an den mein erbärmliches Loos mich durch käufliche Bande fesselte?

Dies waren meine Gedanken, und je heftiger sie auf mich eindrangen, um so weniger Nachsicht fühlte ich für meine törigten Illusionen und um so fester nahm ich mir vor, nicht wieder darauf zurückzukommen, und wo möglich Thornfield-Hall zu verlassen, nachdem ich ein anderes Unterkommen gefunden hätte.

Mr. Rochester blieb 14 Tage abwesend. Plötzlich erhielt Mistreß Fairfax von Mr. Rochester den Befehl, Alles zum Empfang von einigen zwanzig Gästen, die er uns zuführen wollte, in Bereitschaft bringen zu lassen.

Ich ahnete, daß von der glänzenden Gesellschaft der Mistreß Eshton die Rede war und daß Blanca Ingram dabei sein würde. Jetzt hätte ich Thornfield um keinen Preis der Welt verlassen.

Nachdem drei Tage darauf verwendet worden waren, das ganze Haus von oben bis unten zu waschen, zn fegen und zu putzen, prangte Thornfield-Hall mit den Seidenstoffen seiner Möbeln, den reichen Farben seiner Tapeten, den glänzenden Messingstäben seiner Kamine, den Blumenbeeten seines Gartens, kurz mit dem comfortablen Luxus seiner ganzen Einrichtung und war bereit, die neuen Gäste aufzunehmen.

Sechste Abtheilung.

Blanca Ingram.

Hinter einem Vorhange verborgen, sah ich sie ankommen: es waren vier Personen zu Pferde, denen zwei offene Wagen folgten. In diesen sah man nichts als flatternde Schleier und wallende Federn. Aber dahin waren meine Augen nicht gerichtet; sondern sie suchten zuerst Mr. Rochester auf seinem Rappen, der von seinem munteren Pilot begleitet, an der Spitze des Zuges ritt. Neben ihm galopirte keck eine junge Dame, deren scharlachrothes Reitkleid fast den Erdboden streifte. Ein im Winde spielender langer grüner Schleier umwehte ihr stolzes Haupt, dessen schwarzes Haar in üppigen Locken auf ihre Schultern herabfiel.

„Dies ist Miß Ingram,“ sagte Mistreß Fairfax.

Aber mein eifersüchtiges Herz hatte mir meine Nebenbuhlerin schon gezeigt. Um das stürmische Schlagen dieses rebellischen Herzens zu mildern, verließ ich das Fenster und ging mit Adele in mein Zimmer, die untröstlich war, daß sie diesen schönen Damen nicht vorgestellt wurde und den verwickelten Operationen ihrer Toilette nicht beiwohnen durfte.

„Wenn Mama Besuch hatte,“ sagte sie fast weinend

zu mir, „und besonders Damen, so begleitete ich sie überall hin. Oft sah ich die Kammermädchen ihre Gebieterinnen ankleiden, und das war so unterhaltend ... man lernt dabei am besten, wie man sich kleiden muß.“

Die Klagen Adelens so wie die Nothwendigkeit, uns mit dem Diner zu beschäftigen, diente dazu, mich zu zerstreuen. In dem allgemeinen Tumult hatte man uns ganz aus den Augen verloren, und ich mußte meine Zuflucht zur Speisekammer nehmen, wenn ich mit meinem Zöglinge nicht Hunger leiden wollte.

Der Abend verging, ohne daß uns die Ehre zu Theil wurde, in den Salon gerufen zu werden. Am folgenden Morgen nach dem Frühstück verließen diese Glücklichen der Erde das Schloß, um einen Ausflug in die Umgegend zu machen. Bei ihrer Zurückkunft beobachtete ich sie wie am vorigen Tage, sie kamen in der nämlichen Ordnung an. Von den Damen war Miß Ingram allein zu Pferde und Mr. Rochester ritt neben ihr. Sie waren getrennt von der übrigen Gesellschaft und neigten sich gern zu einander, um einige wahrscheinlich sehr vertraute Worte zu wechseln.

„Nun, wie gefällt sie Ihnen?“ fragte mich Mistreß Fairfax, welche hinter mich getreten war, ohne daß ich es bemerkt hatte.

„Es ist mir von hier aus nicht möglich, ihr Gesicht gut zu erkennen.“

„Sie werden sie diesen Abend in der Nähe sehen. Mr. Rochester hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß er Sie und Adele nach dem Diner im Salon erwartet. Da er Ihre Abneigung gegen zahlreiche Gesellschaften kennt, setzte er sogar hinzu, würde er Sie selbst holen, wenn es sein müßte.“

Zu diesem äußersten Schritte wollte ich ihn keineswegs

zwingen. Als daher die bezeichnete Stunde kam, ging ich in Begleitung Adelens, die in ihrem vollen Glanze war und es kaum wagte, eine Bewegung zu machen, aus Furcht, eine Falte ihres Kleides oder eine Locke ihres Haars in Unordnung zu bringen, hinunter in den Salon.

Zum Glück für meine Schüchternheit war die Tafel noch nicht aufgehoben und ich konnte mich in den dunkelsten Winkel des Salons setzen, in welchem leider zwei mit Wachskerzen beladene Kronleuchter nur zu viel Licht verbreiteten. Er war nur durch einen seidenen Thürvorhang von dem Speisesaale getrennt und ich hörte daher zuweilen Bruchstücke von der Unterhaltung, obgleich die Gäste eben nicht laut sprachen.

Nach einigen Minuten wurde der Thürvorhang zurückgeschlagen und ich vernahm das Geräusch der hin- und hergeschobenen Stühle; alsbald traten acht mit der ausgesuchtesten Eleganz gekleidete Damen nach einander in den Salon und der rothe Vorhang fiel wieder herab, indem er mir den Anblick eines lukullischen Desserts entzog.

Ich will sie Ihnen nicht näher beschreiben; wozu auch? mit mehr oder weniger bedeutenden Abweichungen hatten alle diese stolzen Damen die nämliche vornehme und ruhige Miene, die nämliche hochmüthige Ungezwungenheit, die nämlichen angelernten Bewegungen, die nämliche kalte Freundlichkeit. Einige erwiderten meinen ehrerbietigen Gruß mit einem leichten Kopfnicken, Andere beschränkten sich darauf, mich erstaunt und fast verlegen anzublicken. Zwei junge Mädchen nahmen Adele in Beschlag und zogen sie auf einen Divan, wo sie, mochte nun ein wirkliches Interesse oder bloße Ziererei zum Grunde liegen, bald in ein Gespräch vertieft zu sein schienen, an welchem Adele den thätigsten Antheil nahm.

Ich benutzte die gänzliche Nichtbeachtung meiner Person, um das Gesicht der Miß Blanca Ingram zu studiren. Meiner Meinung nach fehlte es diesem Gesicht an allen Liebreiz. Er drückte einen zur Spottlust geneigten Hochmuth aus, und ich hatte Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß dies wirklich die Bedeutung des fortwährenden Lächelns war, durch welches ihre rosigen Lippen Aehnlichkeit mit einem beständig gespannten Bogen erhielten; denn dieses schöne Mädchen, die eine große Kennerin der Botanik zu sein schien, spottete schonungslos über jede Andre, die weniger gelehrt war und eine einfachere Bildung besaß als sie. Dieses Benehmen erschien mir um so herzloser, als das Opfer ihrer liebenswürdigen in Schmeicheleien gehüllten Sarcasmen, gar nichts davon bemerkte und dem heimlichen Gelächter der übrigen Damen als Zielscheibe diente.

„Ist dies wirklich die Auserwählte Mr. Rochesters?“ dachte ich in meinem Innern. Aber ich konnte nach dem, was ich gesehen hatte, nicht mehr daran zweifeln. Uebrigens genügte die Schönheit Miß Ingrams, um manchen Widerspruch zu erklären.

Der Vorhang erhob sich abermals; man brachte den Kaffee. Die Herren waren vom Tische aufgestanden. Mr. Rochester trat zuletzt ein, was ich bemerkte, ohne die Augen zu erheben. Zugleich fühlte ich, welch eine Kluft jetzt zwischen uns entstanden war, seit unsrer letzten Unterredung, seit dem Augenblicke als er, meine Hand in der seinigen haltend und seine Augen auf die meinigen gerichtet, mit bewegter Stimme zu mir sprach, während sein Herz von der Freude überströmte, daß er mir das Leben zu verdanken hatte.

Diesen Abend trat er ein, ohne mit mir zu sprechen, ja ohne mich nur zu bemerken. Er setzte sich an das ent=

gegengesetzte Ende des Zimmers zu einigen von den Damen. Dies Alles erschien mir als die natürlichste Sache von der Welt.

Indeß benutzte ich den ersten Augenblick, wo ich mit Gewißheit annehmen durfte, daß seine Aufmerksamkeit nach einer andren Seite gerichtet war, um von der Geldbörse, die ich häkelte, aufzusehen und einen Blick auf ihn zu werfen.

Dieser Blick war ein unbeschreiblicher, aber quälender Genuß für mich, es war der Genuß eines Menschen, der vor Durst verschmachtet und der sich auf die Gefahr hin, nachher zu sterben, dennoch über die vergiftete Quelle beugt und in langen Zügen eine süße Qual schlürft.

„Die Schönheit liegt nicht in dem Gegenstande, den man sieht, sondern in dem Auge, das sie sieht.“ Ist dies nicht eine große Wahrheit? Dieses blasse, bräunliche Gesicht, diese dicken, schwarzen Brauen, diese übermäßig breite Stirn, diese tiefliegenden Augen, diese scharf markirten Züge, dieser strenge Mund, die ganze energische, entschiedene, einen eisernen Willen bekundende Erscheinung Mr. Rochesters war nach den gewöhnlichen Regeln nicht schön. Aber war es für mich nicht sogar mehr noch als Schönheit? In der That, welche Schönheit würde mich in einem solchen Grade gefesselt und bezaubert haben? welche Schönheit würde mich so überwältigt und mir alle Macht entzogen haben, ein siegreiches Gefühl zu unterdrücken? Ich hatte diesen Mann nie lieben wollen; ich hatte mich ernstlich bemüht, auch den letzten Keim der Zuneigung zu ersticken, die er mir wider meinen Willen eingeflößt hatte. Und jetzt hatte ich ihn kaum wiedergesehen, so gewann er vom Neuem die ganze Herrschaft über mich, gegen die ich vergebens angekämpft hatte. Ohne daß er mir einen Blick zuwarf, zwang er mich, ihn wieder

zu lieben. Wer diese unwiderstehliche Gewalt nicht kennen gelernt hat, der kennt das Leben erst zur Hälfte.

Und Blanca Ingram? Sie sitzt allein an einem Tische, anmuthig über ein Album gebeugt, dem sie keine Aufmerksamkeit schenkt. Sie erwartet Jemanden und sie wird nicht lange zu warten brauchen. Mr. Rochester hat sich erhoben und steht am Kamin, allein wie sie. Was hält ihn zurück? Ahnet er nur, daß ich hier bin?

Sie steht endlich auf, geht zu ihm hin und knüpft ein Gespräch mit ihm an. Es ist von Adele, von der Erziehung durch Gouvernanten die Rede, und Gott weiß, was darüber gesprochen wird. Diese indirecten Beleidigungen, diese gänzliche Nichtachtung der in mir gekränkten Gefühle erwecken nur mein Mitleid. Als das Thema erschöpft ist, schlägt Miß Ingram Herrn Rochester vor, etwas mit ihr zu singen und eilt an das Pianoforte. Dies war für mich das Signal, mich zu entfernen. Bei dem ersten Accorde schleiche ich mich aus dem Zimmer, ohne von Jemandem gesehen worden zu sein.

Im Corridor bemerkte ich, daß mein Schuhband aufgegangen ist und ich bücke mich daher, um es wieder in Ordnung zu bringen. Fast in dem nämlichen Augenblicke wird die Thür des Speisesaales geöffnet, ich richte mich eiligst empor und stehe Herrn Rochester gegenüber.

„Wie befinden Sie sich?“ fragte er mich.

„Ganz wohl,“ erwiderte ich.

„Warum haben Sie mich im Salon nicht angeredet!“

Ich dachte bei mir, daß ich ihm wohl mit der nämlichen Frage antworten könnte. Aber so viel Freiheit wollte ich mir nicht herausnehmen.

„Ich fürchtete Sie zu stören.“

„Was haben Sie während meiner Abwesenheit gethan?“

„Ich habe mich mit Adele beschäftigt.“

„Diese Beschäftigung scheint Sie angegriffen zu haben, denn Sie sind blässer als gewöhnlich . . . Sie kommen mir vor wie damals, als ich Sie zum ersten Male sah. Sie haben Sich doch jene Nacht in meinem Schlafzimmer nicht erkältet?

„Nicht im Entferntesten.“

„Dann gehen Sie wieder in den Salon, Sie verlassen uns zu früh.“

„Ich bin müde.“

„Und ein wenig betrübt. Was fehlt Ihnen? sagen Sie es mir.“

„Durchaus nichts, ich bin keineswegs betrübt.“

„Sie sind es sogar in einem solchen Grade, daß Ihnen die Thränen nahe stehen. Was sage ich? sie glänzen schon in Ihren Augen und sind im Begriff überzuströmen. Eine davon hängt schon an Ihren Wimpern. Wenn ich Zeit hätte und nicht fürchten müßte, daß ein Bedienter uns hier findet, so möchte ich den wahren Grund von dem Allen wissen. Für diesen Abend will ich Sie entschuldigen, aber ich erwarte . . . oder ich hoffe vielmehr, daß Sie nicht unterlassen, jeden Abend in den Salon zu kommen, so lange meine Gäste hier sind. Lassen Sie jetzt Adele holen . . . Gute Nacht, meine . . .“

Er hielt inne, biß sich auf die Lippen und entfernte sich rasch.

Der förmliche Befehl des Mr. Rochester, bei seinen Soireen zu erscheinen, war mir eben so auffallend als unerklärlich; ich würde der bloßen Einladung nur dann und wann

nachgekommen sein, dem Befehle glaubte ich gehorchen zu müssen. Hatte ich sonst keinen Nutzen davon, so sammelte ich doch einige Erfahrung auf dem Gebiete der Menschenkenntniß und der geselligen Zustände.

Mit der Zeit beruhigten mich nach und nach die Beobachtungen, welche ich auf diese Weise machte, anstatt mich zu betrüben. Nicht weil sie einen Zweifel an der bevorstehenden Verbindung Miß Blanca's mit meinem Gebieter in mir aufkommen ließen, sondern weil sie mir die Gewißheit verschafften, daß das Herz des Letzteren dabei keine große Gefahr lief.

Ich hatte Rochester geliebt, ehe ich wußte, daß er diese Verbindung beabsichtigte. Es war ganz natürlich, daß meine Liebe nicht in einigen Tagen schwinden konnte, gerade deshalb, weil er sich mit einer Andren vermählen wollte. Eben so natürlich würde es aber auch sein, daß ich eifersüchtig gewesen wäre; allein dies war ich nicht oder doch nur in immer seltener werdenden Augenblicken.

Und warum dies? Sie werden über diese Sonderbarkeit lächeln ... weil ich Miß Ingram ohngeachtet ihrer vollendeten Schönheit meiner Eifersucht nicht für würdig hielt.

Sie war schön, aber es fehlte ihr an natürlichem Reize. An ihren Gesichtszügen und an ihrer Gestalt konnte man allerdings nicht den kleinsten Fehler entdecken; aber ihr Geist war leer, ihre Seele kalt und trocken. Nichts keimte von freien Stücken aus dieser gänzlich unproductiven Organisation hervor. Sie besaß weder wahre Herzensgüte noch wirkliche Originalität. Sie wiederholte effecthaschende Phrasen, die sie aus Büchern gelernt hatte.

Sie hatte keine eigenen Meinungen und Ansichten. Es war unmöglich, eine Regung von Mitgefühl oder aufrich-

tiger Rührung in ihr zu entdecken. Ihr beschränkter Geist und ihr hartes Herz verriethen sich bei jeder Gelegenheit in dem kleinlichen Neide und dem übel verhehlten Hasse, den ihr das unschuldige Kind, die kleine Adele Varens einflößte, deren Ursprung sie ohne Zweifel ahnte.

Andere nicht minder aufmerksame Augen studirten die Fehler dieser schönen Kokette und ich hatte hinlängliches Vertrauen zu Rochesters Scharfblicke, um überzeugt zu sein, daß, wenn er Miß Ingram heirathete, sei es nun aus Kastenstolz oder um sich politische Verbindungen zu sichern, oder weil ihr Rang und ihre Bekanntschaften ihm convenirten, er sich doch keineswegs über die inneren Mängel seiner Braut täuschte. Konnte ich mehr verlangen und wünschen?

Diese Erkenntniß trug sehr zu meiner Beruhigung bei. Hätten sich zu der Schönheit der Miß Ingram noch geistige Vorzüge und Liebenswürdigkeit gesellt, so hätte ich bei allen Qualen unerwiederter Liebe doch meine Nebenbuhlerin achten müssen. Miß Blanca schien aber einem Charakter wie Mr. Rochester wohl Bewunderung, weniger aber Achtung oder gar Liebe einflößen zu können.

Wenn ich nun Miß Ingrams Anstrengungen, Mr. Rochester zu fesseln, beobachtete, wenn ich täglich sah, daß ihr dies nicht gelang und sie jeden Augenblick auf einen falschen Weg gerieth, ohne es einmal zu ahnen; wenn ich bemerkte, daß sie sogar auf diese ihr unbewußten Niederlagen eitel war und daß ihr lächerlicher Eigendünkel sie immer mehr der Verachtung ihres ironischen Anbeters aussetzte, wenn ich dies Alles sah, während ich mir mit Gewißheit sagen konnte, was Miß Blanca hätte thun müssen, um Rochester für immer an sich zu ziehen, zu fesseln, zu erobern, . . . so waren diese Beobachtungen eben so

interessant für mich, als sie zu meiner Beruhigung beitrugen.

Als eine geübte Erforscherin des menschlichen Herzens werden Sie mich vielleicht fragen, wie ich bei einer solchen Kenntniß der Sachlage es Rochester verzeihen konnte, sich ohne wirkliche Zuneigung und nur aus weltlichen Convenienzgründen mit dieser gehaßten Nebenbuhlerin zu verbinden.

Ich entschuldigte ihn aus mehr als einem Grunde. Er gehörte einer Klasse an, in welcher dergleichen Heirathen etwas Allgewöhnliches waren. Kam es mir zu, über die Rücksichten abzusprechen, die ihn dazu bestimmten? Dann aber, und hierin bestand hauptsächlich meine Verblendung, hatte ich sie endlich nach einer strengen Prüfung meines Gebieters gelten lassen und sie fast alle gerechtfertigt. Im Anfange unsrer Bekanntschaft studirte ich die starke und schwache Seite seines Characters, ich beobachtete seine Launen und verglich sie mit seinen guten Eigenschaften, um mir ein gerechtes und vernünftiges Urtheil über sein moralisches Ganze zu verschaffen. Aber seit einiger Zeit entdeckte meine unbegrenzte Nachsicht nur noch das an ihm, was mir gefiel. Der Sarkasmus, der mich anfangs empört, die Härte, die mich anfangs gereizt und beleidigt hatte, erschienen mir nur noch wie pikante Gewürze an einem seltenen Gericht, welches durch den Mangel derselben an Wohlgeschmack verloren haben würde. Der unbestimmte Schatten, das geheimnißvolle Wesen, das über diesen Geist gebreitet war, den irgend eine Befürchtung ängstigte, ein kühner Plan beschäftigte, eine entfernte Sorge quälte, dieses Räthsel, das jedem aufmerksamen Beobachter in die Augen fallen mußte, dessen schwierige Lösung aber Rochester stets gewandt zu umgehen wußte, dieses Räthsel, das mich anfangs mit Schrecken erfüllte, begann mich zu fesseln.

Das Geheimniß schien mit einer Gefahr für Rochester verknüpft zu sein und fürchtete ich auch nicht das Wesen der Gefahr zu erkennen, so beunruhigte mich um so mehr die Natur des Geheimnisses.

Eines Nachmittags, als Mr. Rochester sich am Morgen entfernt hatte, ohne Jemandem etwas davon zu sagen, waren die Gäste von Thornfield-Hall in einer ziemlich verdrüßlichen Stimmung versammelt; man wußte nicht, wozu man sich entschließen, welchen Zeitvertreib man vornehmen, welche Partie man improvisiren sollte. Plötzlich hörte man auf dem feuchten Sande der Zugangsallee das Geräusch eines Wagens und die Huftritte von Pferden.

In einem Augenblicke war Alles an den Fenstern; ein Reisewagen hielt vor dem Hauptperron. Der Kutscher schellte an der Thür und ein Gentleman in Reisekostüm stieg aus, sobald geöffnet worden war.

Wir hörten ihn im Vestibül mit den Leuten des Hauses sprechen und bald darauf trat er in den Salon, wo Mistreß Ingram als die älteste der anwesenden Damen natürlich die Honneurs machte.

„Ich komme sehr zu ungelegener Zeit, wie es scheint," sagte er mit einer Verbeugung zu ihr, „da mein Freund, Mr. Rochester, nicht zu Hause ist; doch nach der langen Reise, welche ich zurückgelegt habe, um ihn zu besuchen, fürchte ich nicht, einem so alten und intimen Bekannten gegenüber indiscret zu erscheinen, wenn ich Sie um Erlaubniß bitte, ihn hier erwarten zu dürfen."

Die außerordentliche Höflichkeit dieses Fremden, sein etwas ausländischer Accent, seine ziemlich regelmäßigen, aber nichtssagenden und ausdruckslosen Gesichtszüge erregten meine Aufmerksamkeit nur in geringem Maße. Er konnte ungefähr das nämliche Alter haben wie mein Gebieter, das

heißt etwa 40 Jahre; aber welch' ein Unterschied zwischen diesen beiden Physiognomien! Die eine war die eines gewöhnlichen „schönen Mannes," ohne Kraft, ohne Feuer, ohne Geist, während die andere von Kühnheit, Leidenschaftlichkeit und Energie strahlte.

Der Fremde fand Gelegenheit, uns seinen Namen, Henry Mason, zu nennen und uns zu sagen, daß er aus Westindien komme, was einigermaßen den Ueberfluß warmer Kleidungsstücke erklärte, in die er sich an einem schönen Maitage eingehüllt hatte. Aus seinen Reden erfuhr ich, daß Rochester in Jamaika sein Gast gewesen war; ich wußte bis jetzt noch nicht, daß er diese Insel besucht hatte, denn nie hatte er in unseren Unterhaltungen etwas von weiten Reisen erwähnt.

Während ich über diesen an sich ziemlich unbedeutenden Umstand nachdachte, trat ein Bedienter ein, um nach dem Feuer zu sehen und sagte dann Mr. Eshton leise einige Worte, auf welche dieser, ohne sich im Lesen der Times stören zu lassen, in verdrießlichem Tone erwiderte:

„Saget ihr, daß ich sie hinauswerfen lasse, wenn sie nicht gutwillig geht."

„Was giebt es denn?" fragten sogleich mehrere Stimmen.

„Eine Närrin, eine Zigeunerin ist hier," versetzte der ernste Magistratsbeamte in dem nämlichen Tone, „welche den Damen wahrsagen will."

„Nun warum nicht?" rief Blanca Ingram sogleich, die in allen Dingen nach Effect haschte. Da ihre Mutter sich hinein mischen wollte, sagte sie zu dieser:

„Bitte, liebe Mutter, kümmern Sie sich nicht um diesen kleinen Scherz; er ist nur für uns junge Mädchen."

Der erstaunte Bediente blickte Herrn Eshton an, um

zu erfahren, ob er gehorchen sollte; aber ein entschiedener Befehl Blanca's machte seiner Unschlüssigkeit ein Ende. Er entfernte sich daher und kehrte mit der Meldung zurück, daß die Wahrsagerin im Bibliothekzimmer neben dem Salon ihre Kunst zeigen wolle.

Blanca Ingram eröffnete den Reigen und drang beherzt in des Zaubergemach, ohne es zuzugeben, daß ihre Mutter sie begleitete. Nach einer zehn Minuten langen Conferenz kam sie zurück und sprach kein Wort, war aber augenscheinlich sehr gedankenvoll. Ihre Schwester und zwei andere junge Damen folgten nacheinander ihrem Beispiele und Jede von ihnen trat mit einer Miene von Staunen und Entsetzen wieder ein. Die Zauberin hatte ihnen Dinge gesagt . . . unerhörte Dinge! Sie kannte sie Alle und wußte ihre tiefsten Geheimnisse. Es war fürchterlich, wunderbar, unglaublich!

Durch das allgemeine Erstaunen wurde die Neugier der anwesenden jungen Männer erregt und sie wollten ebenfalls in die Bibliothek gehen; aber Sam, der Bediente, welcher das Amt des Huissiers versah, erklärte, daß die Wahrsagerin sie nicht vorlassen wolle und nur ein noch im Salon befindliches junges Mädchen erwarte, mit der sie ihre Berathungen schließen werde.

Damit war ich gemeint. Nicht wenig überrascht durch diese unvermuthete Ehre, wartete ich nicht so lange, bis sich die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf mich lenkte und ging, ohne mich nöthigen zu lassen, in die Bibliothek.

Hier saß die geheimnißvolle Sibylle am Kamin, in einen langen rothen Mantel gehüllt und einen alten schwarzen Hut auf dem Kopfe, der vermittelst eines unter dem Kinn zusammengeknüpften Schnupftuches festgehalten wurde. Sie las oder stellte sich als lese sie in einem kleinen schwarzen

Buche, das man hätte für ein Gebetbuch halten können. Sie schloß es, um mir scharf in's Gesicht zu blicken, wobei sie darauf bedacht war, den Schirm ihres großen Hutes tiefer in die Augen zu drücken.

Sie wollen also, daß ich Ihnen wahrsage, fragte sie mich.

„Nicht ich, sondern Sie haben es gewollt," entgegnete ich. Lassen Sie Ihre Hand sehen."

„Sie würden darin gewiß nichts sehen, gute Frau, wenn ich nicht zuvor einen Schilling hineinlegte. Da ist er. Jetzt sprechen Sie ohne Rückhalt, Sie werden mich nicht erschrecken."

„Ihre Hand hat keine Linien, sie ist zu schön, ich kann damit nichts anfangen."

„Ich habe es mir gedacht," versetzte ich.

„Uebrigens ist das Schicksal auch nicht in die Hand geschrieben, sondern auf die Stirn, um die Augen, in die Augen selbst."

Es folgten nun eben nicht Prophezeiungen, wie die Wahrsagerinnen dies gewöhnlich thun, sondern eine Reihe Sentenzen wie sie gewöhnlich in den Gesprächen vorkamen, wenn Mr. Rochester sich früher mit mir unterhalten hatte.

Als die Wahrsagerin zu Ende war, gab sie mir ihre Hand, in welcher ich zu meinem Erstaunen einen Ring des Mr. Rochester gewahrte.

„Genug des Scherzes," rief jetzt Mr. Rochester, indem er den Hut von sich warf und die Schnur des rothen Mantels zerriß, so daß er herabfiel. „Sie zürnen mir wahrscheinlich, daß ich Ihnen so viele Thorheiten gesagt habe, vielleicht mit dem Gedanken, daß Sie auch einige sagen würden. Aber auf meine Ehre, Sie würden Unrecht gethan haben. Ich habe mich dadurch nur noch mehr von Ihrer

Verschwiegenheit, Ihrer Besonnenheit und Ihrer Geistesgegenwart überzeugt.“

Ein kurzes Nachdenken bewies mir, daß er Recht hatte. Ich hatte von Anfang an, ohne selbst recht zu wissen warum, eine Verkleidung geahnet.

„Was thun sie im Salon?“ fragte Mr. Rochester in ungezwungenem Tone.

Diese Frage warf mich unsanft in die Wirklichkeit zurück, und ohne sie direct zu beantworten erwiderte ich:

„Wissen Sie, daß diesen Nachmittag ein Fremder hier angekommen ist?

„Ein Fremder? Davon weiß ich nichts. Wer kann es sein, ich erwartete Niemanden. Hat er sich wieder entfernt?“

„Keineswegs, er hat sich auf seine nahe Bekanntschaft mit Ihnen berufen, um Ihre Rückkehr zu erwarten.“

„Hat er seinen Namen nicht genannt?“

„Er heißt Mason und kommt, wenn ich nicht irre, von Spanish=Town auf der Insel Jamaika.“

Rochester war aufgestanden und hatte meine Hand ergriffen, als wollte er mich zum Sitzen nöthigen. Kaum hattte ich die letzten Worte ausgesprochen, so drückte er meine Hand mit krampfhafter Heftigkeit, das Lächeln erstarrte auf seinen Lippen und sein Athem stockte.

„Mason?“ wiederholte er wie ein Automat; „Mason! . . . Jamaika! . . . Jamaika! . . . Jamaika!“

Bei jeder Wiederholung des Wortes schien sein Gesicht blässer zu werden.

„Fühlen Sie sich unwohl?“ fragte ich ihn.

„Dies ist ein entsetzlicher Schlag, Jane . . . ein fürchterlicher Schlag!“

Er taumelte zurück, so daß ich glaubte, er würde umfallen.

„Stützen Sie sich auf mich," rief ich aus.

„Ach ja! ... wie früher ... wie immer, nicht wahr?"

Er setzte sich nieder und winkte mir, neben ihm Platz zu nehmen. Dann ergriff er meine Hand und drückte sie zitternd.

„Jane, meine liebe kleine Freundin," stammelte er mit bebender Stimme und starrem Blicke, „ich möchte allein mit Ihnen auf einer fernen Insel sein, wo ich von allen Sorgen, von allen Gefahren, besonders aber von diesen gräßlichen Erinnerungen befreit wäre."

In diesem Augenblicke entschlüpfte ihm ein tiefer Seufzer. Aber sogleich richtete sich dieser stolze Mann wieder auf, als schämte er sich, daß er sich von einem unerwarteten Unglück hatte niederbeugen lassen.

„Gehen Sie, Jane," sagte er zu mir, „gehen Sie in den Salon und sehen Sie, was vorgeht. Wenn Sie nichts Ungewöhnliches bemerken, wenn die Gesellschaft heiter ist und sich wie immer unterhält, so sagen Sie diesem ... Mason, daß ich zurückgekommen bin und ihn erwarte ... führen Sie ihn zu mir und lassen Sie uns dann allein."

Ich entfernte mich, um meinen Auftrag auszuführen.

„Noch ein Wort, Jane!" rief mir Rochester nach. „Wenn alle Gäste des Salons zu mir kämen und einer nach dem andern mir in's Gesicht spuckte, was würden Sie thun?"

„Was ich thun würde?" versetzte ich, in der ersten Ueberraschung zweifelnd, ob ich recht gehört hatte.

„Ja, was würden Sie thun?" wiederholte Rochester.

„Ich würde sie Alle aus dem Hause werfen, wenn ich

die Kraft dazu hätte," erwiderte ich, während mir schon die Zornesröthe ins Gesicht stieg.

Ein Lächeln umspielte die Lippen meines Gebieters.

„Wenn ich aber," fuhr er fort, „ihnen entgegenginge und sie mich mit Verachtung anblickten, sich einander höhnische Worte zuflüsterten, mir den Rücken zuwendeten, und sich nach einander entfernten, was würden Sie dann thun, Jane? würden Sie mich auch verlassen?"

„Ich ... ich glaube nicht."

„Sie würden also bei mir bleiben, um mich zu trösten?"

„Ja, wenn dies in meiner Macht stände."

„Und wenn sie Sie wegen ihrer Theilnahme an meinem Unglücke verfluchten?"

„Dieser Fluch würde mir höchst wahrscheinlich nicht zu Ohren kommen. Und was könnte er mich überdies kümmern?"

„Sie würden sich dem Tadel der Welt für mich aussetzen?"

„Ich würde mich demselben für jeden Freund aussetzen, der einen solchen Beweis von Zuneigung verdiente. Und Sie verdienen ihn, ich zweifle nicht daran."

„Es ist gut. Gehen Sie jetzt, Jane, und thun Sie, was ich Ihnen aufgetragen habe."

Mein Eintritt in den Speisesaal, wo die Gäste zerstreut umher standen und sich unterhielten, während Jeder nach seinem Belieben am Buffet einen Imbiß zu sich nahm, erregte einiges Aufsehen.

Ich ging auf Mr. Mason zu, theilte ihm Rochesters Einladung mit und nachdem ich ihn bis an die Thür der Bibliothek begleitet hatte, begab ich mich in mein Zimmer.

Einige Stunden darauf, nachdem ich mich schon längst zur Ruhe gelegt hatte, hörte ich unsere Gäste heraufkommen

und nach ihren verschiedenen Zimmern gehen. Sie sprachen sehr laut mit einander und ich vernahm auch Rochesters Stimme unter ihnen.

„Kommen Sie mit mir, Mason," sagte er, „Ihr Zimmer ist dort."

Der Ton dieser Worte war natürlich und heiter. Sie beruhigten mich vollkommen und ich schlief sehr bald ein.

Siebente Abtheilung.

Die geheimnißvolle Verwundung.

Ich hatte leider vergessen meine Jalousie herabzulassen, und als daher der Mond an dem reinen Nachthimmel emporstieg, erweckte mich sein lebhafter Glanz. Anfangs war es mir ein Vergnügen, seine silberweiße und krystallhelle Scheibe zu betrachten. Aber bald wurde ich dessen überdrüßig und stand auf, um den Vorhang zuzuziehen.

Während ich damit beschäftigt war, durchschnitt plötzlich ein gellender Schrei die Luft.

Mein Puls stockte, mein Herz hörte auf zu schlagen, mein ausgestreckter Arm blieb wie gelähmt in dieser Lage. Der Schrei war indeß verstummt und wiederholte sich nicht. Im Grunde konnte es auch nicht anders sein. Der größte Condor der Anden würde aus der Wolke, die seinen Horst verbirgt, nicht zweimal hinter einander einen solchen Klagelaut ertönen lassen können.

Der Schrei kam aus der oberen Region des Schlosses, ich hatte es so zu sagen gefühlt, wie er über meinem Haupte vorüber zischte. Eben so vernahm ich in dem gerade über dem meinigen liegenden Zimmer fast unmittelbar darauf das Geräusch eines heftigen Kampfes, in dessen Zwischenpausen

eine erstickende Stimme dreimal den Ruf hören ließ: „Zu Hülfe! zu Hülfe! zu Hülfe!“

„Kommt denn Niemand?“ setzte die nämliche Stimme bald hinzu, während ich ganz deutlich das Zusammenstoßen der Möbeln, das Knarren des Fußbodens und die schweren Tritte von zwei Personen vernahm, welche sich fest umschlungen halten und einander niederzuwerfen suchen.

Endlich hörte ich noch die Worte:

„Rochester! Rochester! um des Himmels willen, so kommen Sie doch!“

Es wurde eine Thür im Corridor geöffnet und Jemand eilte ihn mit großen Schritten entlang, die ich bald darauf in dem Zimmer über mir hörte. Ein schwerer Körper fiel zu Boden, dann war Alles still.

Ohngeachtet des Entsetzens, welches mich ergriffen hatte, so daß ich am ganzen Körper zitterte, war es mir doch gelungen, einige Kleidungsstücke überzuwerfen, und ich verließ mein Zimmer. Mehrere Personen, die ebenfalls von dem Schrei erwacht waren, befanden sich schon im Corridor, und in allen Zimmern hörte man Ausrufungen und halblautes Gemurmel, welche den allgemeinen Schrecken bezeugten. Inzwischen öffneten sich die Thüren und einzelne Köpfe erschienen in denselben. Was giebt es? Ist Jemand verwundet? Ist Feuer im Hause? Sind Diebe eingebrochen? Diese Fragen erschollen durcheinander von allen Seiten in dem halbdunkeln Gange, der glücklicherweise hier und da vom Monde ein wenig erleuchtet wurde. Man lief umher, ohne zu wissen, wohin man sich wenden sollte; es entstand eine unbeschreibliche Verwirrung und einige Damen weinten schon, obgleich sie noch gar nicht wußten, was eigentlich geschehen war.

„Wo mag nur Rochester sein?“ rief endlich ein junger

Obrist, der von der ganzen Gesellschaft am wenigsten seine Fassung verloren hatte; „ich finde ihn nicht in seinem Bett.“

„Hier bin ich! ich komme schon! beruhigen Sie sich!“ rief die Stimme des Hausherrn.

Die Thür am Ende des Corridors wurde geöffnet, und Mr. Rochester, der offenbar aus der obern Etage herabkam, erschien mit einem Lichte in der Hand.

Eine von den Damen ging ihm sogleich entgegen und ergriff seinen Arm. Es war Miß Ingram. Die beiden Misses Eshton glaubten ebenfalls, sich an ihm festhalten zu müssen, und zwei lange ältliche Damen in ihren weißen Nachtgewändern steuerten wie zwei Dreimaster mit ausgespannten Segeln dem nämlichen Punkte zu.

„Bitte, bitte, erdrücken Sie mich nicht, meine Damen,“ sagte Rochester in einem heiteren Tone, der mir etwas unnatürlich vorkam. „Es ist eine reine Mystification, nichts Anderes. Noch einmal, lassen Sie mich los ... ich bin ein gefährliches Thier.“

Während er so scherzte, zuckten Blitze aus seinen großen schwarzen Augen, und ich dachte in meinem Innern, daß er in der That „gefährlich“ war. Aber er unterdrückte gewaltsam seine heftige Aufregung.

„Die ganze Sache ist nichts,“ sprach er weiter, „nichts als eine nervenkranke Dienerin, welche der Alp drückte. Sie hat im Traume eine Erscheinung gehabt, die einen neuen Anfall hervorgerufen hat. Kehren Sie in Ihre Zimmer zurück, ich bitte Sie darum. Es ist durchaus nöthig, damit ihr die nöthige Pflege zu Theil werden kann. Meine Herren, gehen Sie den Damen mit einem guten Beispiele voran ... und Sie, meine Damen, beschämen Sie die Herren.“

So nöthigte er Jedermann halb scherzend, halb unwillig, in sein Zimmer zurückzukehren. Ich hatte den über

mir ausgestoßenen Schrei zu deutlich gehört, und den Verlauf des beschriebenen Kampfes zu genau verfolgt, als daß ich der schnell erdichteten Fabel Mr. Rochesters Glauben schenken konnte. Nachdem ich vollständig angekleidet und auf Alles gefaßt war, setzte ich mich in der unbestimmten Erwartung eines neuen Vorfalles an das Fenster und ließ meinen Blick über die vom Monde beleuchteten Gebüsche schweifen.

Allein es war nach und nach wieder völlig still geworden; es regte sich nichts mehr über mir. Der Schlaf und die Nacht gewannen ihre Herrschaft wieder. Der Mond stand im Westen und war im Begriff, am Horizont hinabzusinken. Die Kühle und die Dunkelheit veranlaßten mich, vom Fenster zu gehen, in der Absicht, mich angekleidet auf mein Bett zu legen; als ich aber meine Pantoffeln ausziehen wollte, vernahm in an meiner Thür ein außerordentlich leises, behutsames Klopfen.

„Wünscht man etwas von mir?" fragte ich.

„Sind Sie aufgestanden?" entgegnete die Stimme Mr. Rochesters, die ich im Voraus vermuthet hatte.

„Ja, ich bin auf."

„Und angekleidet?"

„Ja."

„So kommen Sie, aber so geräuschlos als möglich."

Ich gehorchte. Mr. Rochester erwartete mich mit einem Lichte im Corridor.

„Ich bedarf Ihres Beistandes," sagte er zu mir; „kommen Sie mit mir. Beeilen Sie sich nicht, wir dürfen vor Allem Niemanden aufwecken."

Meine Schuhe waren zum Glück sehr dünn, und überdies kennen Sie meinen leichten Gang; ich begleitete ihn so bis in das dritte Stockwerk nach dem dunklen und niedrigen

Gange, den ich schon einmal erwähnt habe. Hier blieb er plötzlich stehen.

„Könnten Sie mir nicht einen Schwamm besorgen?“ fragte er mich.

„O ja.“

„Haben Sie nicht etwas Riechsalz oder aromatischen Essig?“

„Ich habe etwas in meinem Zimmer.“

„Dann gehen Sie noch einmal hinunter und holen Sie mir diese Gegenstände.“

Ich kehrte, immer mit der nämlichen Vorsicht, in mein Zimmer zurück, und ging dann wieder hinauf. Rochester erwartete mich auf der nämlichen Stelle, mit einem Schlüssel in der Hand. Sobald er mich kommen sah, öffnete er damit eine der kleinen, schwarz angestrichenen Thüren, welche in die Dachkammern führen mußten. Auf der Schwelle hielt er mich zurück.

„Können Sie den Anblick von Blut ertragen?“

Bei diesen Worten überlief es mich eiskalt, allein dies hinderte mich nicht, ihm kategorisch zu erwidern:

„Ich weiß es nicht, ich habe es noch nicht versucht.“

„Geben Sie mir Ihre Hand,“ versetzte er. „Eine Ohnmacht würde mir nicht angenehm sein.“

Nachdem er meine warme und feste Hand untersucht hatte, ließ er mich mit der Bemerkung: „Es hat keine Gefahr,“ eintreten.

Das Zimmer war mir nicht fremd, denn Mistreß Fairfax hatte es mir an dem Tage gezeigt, als wir zusammen das Schloß in Augenschein nahmen. Aber ein ganzes Feld der Wandtapete, die ich nicht vergessen hatte, war diesmal entfernt und ließ eine Thür blicken, die es gewöhnlich verbarg.

Diese Thür stand offen und führte in ein ziemlich hell erleuchtetes Zimmer, in welchem man eine Art Brummen vernahm, ähnlich dem eines gereizten Thieres. Rochester stellte sein Licht auf einen Tisch, bat mich, einen Augenblick zu warten, und ging allein in das Nebencabinet.

Sein Eintritt daselbst wurde mit dem anfangs geräuschvollen und in ein dumpfes Gemurmel ausgehenden Gelächter begrüßt, dessen Geheimniß nur Grace Poole kannte. Sie befand sich also hier. Ohne ein einziges Wort zu sprechen, traf Rochester einige Anordnungen, die ich mir nicht erklären konnte. Dann aber kam er wieder zu mir und verschloß die geheime Thür hinter sich.

„Jetzt hierher, Jane."

Er zeigte auf ein großes Bett, dessen Vorhänge zugezogen waren und um welches ich herumging. Hinter demselben in einem großen Lehnstuhle saß ein Mann, den Kopf zurückgelehnt und die Augen geschlossen. Außer seinem Oberrocke war er vollständig angekleidet, und als Rochester das Licht emporhob, erkannte ich die bleichen und dem Anscheine nach leblosen Gesichtszüge des geheimnißvollen Fremden, Mr. Mason. Ein einziger Blick genügte mir, um zu bemerken, daß seine Hand von der einen Seite ganz mit Blut getränkt war.

„Nehmen Sie das Licht," sagte Rochester zu mir, „und halten Sie dies," setzte er hinzu, indem er mir ein Waschbecken reichte, das er mit Wasser gefüllt hatte. Dann wusch er mit dem eingetauchten Schwamme das leichenhafte Gesicht seines Gastes und hielt ihm zu wiederholten Malen mein Riechfläschchen unter die Nase. Mason öffnete mit einem leisen Stöhnen die Augen. Rochester entblößte nun den Arm und die Schulter des Verwundeten, wusch beide sorgfältig und verband sie hierauf.

„Ist die Wunde gefährlich?“ fragte der Kranke mit schwacher Stimme.

„Durchaus nicht,“ erwiderte Rochester im Tone leichten Vorwurfs; „eine ganz unbedeutende Schramme. Beruhigen Sie sich also und kommen Sie wieder zu sich, ich will sogleich selbst einen Arzt holen. Morgen früh werden Sie hoffentlich abreisen können. Jane,“ setzte er hinzu, „ich muß Sie eine, vielleicht zwei Stunden mit diesem Herrn allein lassen. Haben Sie die Gefälligkeit, das Blut zu stillen, so oft es nöthig ist. Wenn er ohnmächtig wird, so lassen Sie ihn einen Schluck Wasser trinken und halten Sie ihm Ihr Riechfläschchen unter dir Nase. Unter keiner Bedingung aber sprechen Sie mit ihm. Und Sie, Henry, mache ich ebenfalls darauf aufmerksam, daß Sie sich durch Sprechen der größten Gefahr aussetzen. Wenn Sie nur den Mund öffnen oder die geringste Bewegung machen, so stehe ich nicht für die Folgen.“

Der unglückliche Mason stieß einen tiefen Seufzer aus und schien von diesem Augenblicke an entschlossen zu sein, sich nicht mehr zu bewegen. Es war, als hätte ihn die Furcht vor dem Tode oder vor irgend etwas Anderem vollkommen gelähmt. Rochester übergab mir den blutgetränkten Schwamm, heftete eine Sekunde lang seinen gebieterischen Blick auf mich, und nachdem er mir nochmals unbedingtes Schweigen anempfohlen hatte, verließ er das Zimmer und verschloß die Thür.

Meine Lage war keineswegs angenehm. Ich befand mich plötzlich allein mit einem halbtodten Manne, nur durch eine schwache Thür von der Kammer getrennt, in welcher Grace Poole eingeschlossen war, und aus der sie unvermuthet hervorstürzen konnte. . . . Sie werden zugeben, daß es eine harte Probe für meinen jugendlichen Muth war.

Ich blieb jedoch fest auf meinem Posten, indem ich den Sterbenden neben mir so wenig wie möglich anblickte, und noch weniger das mit blutigem Wasser gefüllte Waschbecken, in welches ich meine zitternde Hand von Zeit zu Zeit eintauchen mußte; aber vergebens suchten meine Augen einen Ruhepunkt auf den Wandtapeten, wo die zwölf Apostel in ganzer Figur mir ihre verwischten Gesichter zuwendeten, die von dem flatternden Scheine des einzigen Lichtes zitterten, welches das düstere Gemälde erleuchtete.

Mein Ohr lauschte beständig nach der verborgenen Thür. Aber wie es schien, hatte Mr. Rochester die bösartige Bewohnerin des Nebenzimmers unschädlich gemacht, denn in drei langen Zwischenpausen hörte ich nur das Knarren einer Diele, dann ein dumpfes Knurren, wie von einem tückischen Hunde, und endlich ein tiefes Stöhnen, das unzweifelhaft aus einer menschlichen Brust kam.

Ich will Sie übrigens nicht mit allen den Gedanken ermüden, welche die Verkettung sonderbarer Umstände in mir erweckte, durch welche plötzlich der unbedeutende Fremde, dessen Name einen so peinlichen Eindruck auf meinen unerschrockenen Gebieter hervorgebracht, die Hauptperson eines häuslichen Drama's wurde. Wie kam es, daß sich Mr. Mason, anstatt in seinem Bette zu schlafen, in diesem entlegenen Theile des Schlosses befand, den wüthenden Angriffen einer Art von Furie ausgesetzt? Warum zeigte er sich nicht heftiger entrüstet über den Verrath, dessen Opfer er zu sein schien? Warum legte er eine solche Unterwürfigkeit gegen Rochester an den Tag? Warum wollte dieser den Unfall seines Gastes in ein so tiefes Geheimniß hüllen?

Während ich über alle diese Fragen nachsann, ohne sie mir beantworten zu können, verstrich die Zeit und es erschien keine Hülfe. Ohnerachtet meiner sorgsamen Pflege wurde

Mr. Mason, durch den Blutverlust erschöpft, immer schwächer, und gab durch zunehmendes Seufzen seine zunehmende Angst zu erkennen, die sich endlich auch meiner bemächtigte. Ich flehte zu Gott um die Rückkehr meines Herrn oder um das Erscheinen des Tages, und schauderte bei dem Gedanken, daß der Verwundete während unseres gezwungenen Alleinseins den Geist aufgeben könnte. Durch mein Versprechen gebunden, wagte ich es nicht, ihn nach seinem Befinden zu fragen.

Inzwischen verlöschte auch das Licht, das allmählig herabgebrannt war. In dem nämlichen Augenblicke bemerkte ich aber durch den dünnen Stoff des Vorhanges den matten Dämmerschein des anbrechenden Morgens, und ich hörte Pilot in der Ferne bellen. Diese Anzeichen der nahenden Hülfe richteten meine Hoffnung wieder auf, und ich wurde nicht getäuscht. Das Geräusch eines Schlüssels an der Thür, das meinem Ohre wie eine liebliche Musik klang, deutete mir an, daß meine entsetzliche Gefangenschaft zu Ende war. Sie hatte kaum zwei Stunden gedauert, aber manche Woche in meinem Leben ist mir schneller vergangen.

Rochester trat mit dem Arzte ein, den er geholt hatte.

„Beeilen Sie Sich, Carter," sagte er zu ihm, „wir haben keine Minute übrig. Ich gebe Ihnen eine halbe Stunde, um den Verband anzulegen, den Kranken hinuntertragen zu lassen und ihn nach dem bewußten Orte zu bringen."

„Aber wird es sein Zustand erlauben?"

„Dafür stehe ich; die Sache ist durchaus nicht gefährlich. Die Nerven sind hauptsächlich angegriffen, und wir müssen namentlich sein Gemüth zu beruhigen suchen. Also eilen Sie."

Rochester zog nun die Vorhänge zu, durch welche schon der rosige Schein des glühenden Morgenhimmels her=

eindrang. Dann kehrte er zu dem Kranken zurück und sagte zu ihm:

„Beruhigen Sie sich und blicken Sie uns nicht mit so stieren Augen an. Sagen Sie ihm, Carter, daß nicht die geringste Gefahr vorhanden ist.“

„Ich kann dies mit gutem Gewissen versichern,“ entgegnete der Arzt, „nur wäre ich gern etwas früher gekommen. Die Blutung würde dann nicht so lange gedauert haben, und dies wäre besser gewesen. Aber was ist das?“ setzte er hinzu, indem er den Verwundeten näher betrachtete; „das Fleisch an der Schulter ist nicht nur zerschnitten, sondern sogar zerrissen. Diese Wunde ist nicht durch ein Messer allein hervorgebracht ... ich sehe deutlich die Spur von Zähnen!“

„Sie hat mich in der That gebissen,“ erwiderte der Kranke; „sie stürzte sich wie eine Hyäne auf mich, als ihr Rochester das Messer entrissen hatte.“

„Sie hätten sich nicht sollen werfen lassen, sondern sie umschlingen und festhalten,“ versetzte Rochester.

„Konnte ich es denn?“ entgegnete Mason in kläglichem Tone. „O, es war gräßlich!“ setzte er schaudernd hinzu. „Und wie hätte ich so etwas erwarten können? sie schien so ruhig zu sein.“

„Ich hatte Sie im Voraus gewarnt, daß Sie sich ihr nur mit der größten Vorsicht nähern sollten. Uebrigens hätten Sie den Besuch bis zum Morgen aufschieben sollen, damit ich Sie begleiten konnte. Es war Thorheit, mitten in der Nacht allein zu ihr zu gehen.“

„Ich dachte, es würde so gerade am besten sein.“

„Sie hätten dies eben nicht denken sollen. Doch ich sehe, daß ich mich von dem Unwillen über Ihre Worte hinreißen lasse; überdies haben Sie die Nichtbeachtung meiner

Rathschläge hart genug büßen müssen, daß ich sie Ihnen verzeihen kann. Also genug davon. Aber so eilen Sie doch, Carter! die Sonne geht schon auf, wir müssen den Unbesonnenen fortschaffen."

„Verzeihen Sie, ich sehe eben, daß der Arm noch an einer andern Stelle verletzt ist ... ebenfalls ein Biß, wie es scheint."

„Ja," sagte Mason, „sie trank mein Blut, sie wollte mir, wie sie selbst sagte, das Herz aussaugen."

Bei diesen Worten sah ich Rochester schaudern. Ein sonderbarer Ausdruck von Haß und Abscheu malte sich in seinen Zügen, doch behielt er seine Selbstbeherrschung.

„Genug, Henry, schweigen Sie. Wozu brauchen Sie dieses ungereimte Geschwätz zu wiederholen? Sie sollten sich gar nicht mehr daran erinnern."

„Ich wünschte selbst, ich könnte es vergessen."

„Sie werden es vergessen, dafür stehe ich Ihnen, wenn Sie nur England erst wieder verlassen haben. Sobald Sie wieder in Spanish-Town sind, werden Sie nur noch wie an ein todtes und längst begrabenes Geschöpf an sie denken ... wenn Sie es überhaupt der Mühe werth halten, noch an sie zu denken."

„Es ist unmöglich, daß ich diese entsetzliche Nacht je vergesse!"

„Unmöglich, sagen Sie? sind Sie ein Mann, Henry? Ich bitte Sie um Gotteswillen, zeigen Sie etwas mehr Energie! Vor zwei Stunden hielten Sie sich für eben so todt wie einen gesalzenen Häring, und jetzt sind Sie wieder munter und redselig, daß es eine Lust ist. Die Hauptsache ist noch, daß wir Ihren Anzug wieder in Ordnung bringen ... Jane wird uns dabei behülflich sein."

Nach Mr. Rochesters Anweisung holte ich in der That nacheinander aus den Schränken und aus seinem Ankleidezimmer alle zu einer Reisetoilette nöthigen Gegenstände herbei, wozu natürlich auch der große Pelzmantel gehörte, ohne welchen Mr. Mason als ächter Creole unter unserem nebeligen Himmel nicht hätte reisen können. Rochester und der Arzt kleideten ihn vom Kopf bis zu den Füßen an, während ich discret im Corridor wartete.

Als Mason auf diese Art vollständig zur Reise gerüstet war, wollte es ihm nicht gelingen, sich auf den Füßen zu erhalten. Aber Rochester hatte für Alles gesorgt; er goß in ein Gläschen Likör zwölf bis fünfzehn Tropfen von einem herzstärkenden Mittel, das ich aus einem Schubfache seines Sekretairs geholt hatte, und dieser Trank brachte eine zauberhafte Wirkung auf den Verwundeten hervor, der sich plötzlich wie neubelebt fühlte.

„Die Sache geht gut," sagte Rochester dann, „und nun wollen wir Sie so geschickt als wir nur können, aus dem Hause eskamotiren, denn es ist sowohl für Sie als für jenes unglückliche Geschöpf besser, das der ganze Vorfall unter uns bleibt. Ich bemühe mich schon seit langer Zeit nach Kräften, dieses unglückliche Verhältniß vor Jedermann geheim zu halten, und ich möchte diese Mühe nicht gern umsonst verschwendet haben. Jetzt leuchten Sie mir . . . Jane, gehen Sie vor uns die Treppe hinunter . . . öffnen Sie die kleine Thür des Seitenganges und Sie werden einen Reisewagen im Hofe finden, oder vielmehr vor dem Gitterthore, denn ich habe dem Postillon verboten, auf dem Pflaster zu fahren. Sagen Sie ihm, daß wir kommen, und wenn Sie etwa Jemandem auf der Treppe begegnen sollten, so husten Sie, um uns davon zu benachrichtigen."

Ich kam diesen Instructionen pünklich nach, und während die Herrn langsam hinabgingen — denn Mason war noch außerordentlich schwach — horchte ich aufmerksam und blickte mich überall um. Aber es rührte sich nichts; selbst an den Fenstern der Dienstleute waren die Vorhänge noch verschlossen. Kaum begann hier und da ein Vogel in den blühenden Bäumen zu zwitschern, deren weiße Blüthenguirlanden aus dem Garten über die Hofmauer herüberhingen. Dann und wann hörte man das Stampfen der Pferde auf dem Holzpflaster der noch geschlossenen Ställe. Außer diesem Geräusch wurde die kühle Stille des Morgens durch nichts gestört.

Als Rochester und der Arzt den Verwundeten in den Wagen gehoben und Carter neben ihm Platz genommenen hatte, sagte Rochester:

„Lassen Sie Mr. Mason die sorgfältigste Pflege angedeihen und behalten Sie ihn bis zu seiner vollkommenen Genesung bei sich. Nach zwei Tagen werde ich Sie besuchen, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen. Wie ist Ihnen jetzt, Henry?“

„Die frische Luft stärkt mich ein wenig.“

„Lassen Sie doch die Fenster auf seiner Seite herab, Carter, es geht nicht der leiseste Wind. Leben Sie wohl, Dick!“

„Fairfax!“ rief Mason plötzlich.

„Was giebt es noch?“

„Sorgen Sie dafür, daß sie gut gepflegt und mit aller Schonung behandelt wird, die ihr Zustand erfordert, damit sie nicht ...“

Bei diesen Worten hielt er inne und Thränen stürzten aus seinen Augen.

„Ich habe meine Pflicht gethan und werde sie auch ferner thun," erwiederte Rochester kurz, indem er den Schlag zuwarf.

Unmittelbar darauf fuhr der Wagen fort.

Sie werden mich wahrscheinlich fragen, und diese Frage bietet sich in der That selbst dar, ob ich nicht aus diesem wirklich merkwürdigen Vorfalle Anlaß nahm, von Mr. Rochester die Aufklärung des Geheimnisses zu erlangen, bei dem wir Beide mehr oder weniger betheiligt waren.

Die Gelegenheit war allerdings günstig, allein um sie zu benutzen, liebe Freundin, hätte es einer größeren Gelassenheit und Gewandtheit bedurft, als ich in meinem neunzehnten Jahre besaß, wie nicht minder eines gleichartigeren Verhältnisses zwischen Rochester und mir.

Als ich mir erlaubte, von Grace Poole und den ernsten Gefahren zu sprechen, in die uns ihre Anwesenheit auf dem Schlosse bringen konnte, versicherte er mir nur, daß er die wirksamsten Maßregeln dagegen getroffen habe. Als ich ihn über die Art von Entsetzen ausforschen wollte, den ihm dieser Mason einflößte, über den er eine so große Herrschaft ausübte, beschränkte er sich darauf, mir zu erwidern, daß ihm Mason, ohne es zu wissen, einen unermeßlichen Schaden zufügen, und daß er, Rochester, dieser Gefahr auf keine Weise vorbeugen könne, als indem er Mason diese oder jene Verhaltungsvorschriften dictirte, aus dem einfachen Grunde, weil Mason stets in Unkenntniß der Umstände bleiben müsse, auf welche sich der unwillkürliche Einfluß gründete, den er zu einer gewissen Zeit auf das Schicksal seines Freundes haben könnte.

Dies war sehr unklar und für meine Neugier wenig

befriedigend, allein es war Alles, was ich durch meine discreten und indiscreten Fragen erlangte.

Ueberdies hatte ich, so lange die glänzende Gesellschaft sich noch in Thornfield-Hall befand, nur seltene und sehr kurze Unterredungen mit dem Herrn des Schlosses. Er machte seiner schönen Braut, Miß Ingram, fortwährend den Hof, und ich hatte keine Lust, ihre süßen Unterhaltungen zu stören. Meine Rolle war mir vorgeschrieben, und es kostete mir, in Folge der merkwürdigen Freiheit von aller Eifersucht, die ich schon Gelegenheit hatte, Ihnen auseinander zu setzen, wenig Mühe, sie einzuhalten. Ich nahm die Dinge so, wie das Schicksal sie mir bot, und da ich voraussah, daß sowohl ich als mein Zögling Thornfield früher oder später würden verlassen müssen, so genoß ich mit einer schmerzlichen Freude die letzten Tage, welche daselbst zu verleben uns noch vergönnt war.

Inzwischen ging ein sonderbares Schreiben an mich ein, dessen ich jetzt erwähnen muß, da es nicht ohne Bedeutung für mich geblieben ist.

Ein schwarzgeränderter Brief von meinen Cousinen Reed benachrichtigte mich von dem Ableben meiner theueren Tante. Indem Eliza und Georgiana mir dieses Ereigniß mittheilten, übersandten sie mir zu gleicher Zeit ein kleines Päckchen an meine Adresse, das unter den Papieren der Verstorbenen gefunden worden war. Dieses Andenken setzte mich anfangs in große Verwunderung, die sich jedoch bedeutend minderte, als ich wußte, wovon die Rede war. Das Vermächtniß der Mistreß Reed, das ich erwarten durfte, war ein merkwürdiger Beweis von der Abneigung, welche sie mir stets bewiesen hatte.

In einem sorgfältig versiegelten Couvert fand ich folgenden Brief:

„Madame!

Ich ersuche Sie hierdurch, mir gefälligst die Adresse meiner Nichte, Jane Eyre, mitzutheilen, und mir zu sagen, in welchen Verhältnissen sie lebt, da ich beabsichtige, ihr in Kurzem zu schreiben und sie zu veranlassen, zu mir nach Madeira zu kommen. Die Vorsehung hat mir vergönnt, ein nicht unbedeutendes Vermögen zu erwerben. Ich bin unverheirathet und habe keine Kinder. Ich will sie daher für den Rest meines Lebens adoptiren und ihr nach meinem Tode mein Vermögen hinterlassen.

Ich bin, Madame ꝛc. ꝛc.

John Eyre,
Kaufmann in Madeira."

Unter dem Briefe standen folgende Worte von der Hand der Mistreß Reed:

„Ich habe geantwortet, daß Jane Eyre in der Schule zu Lowood am Typus gestorben sei."

Und dieser Brief war drei Jahre alt!

Ich bewunderte im Stillen diese raffinirte Bosheit, welche meine Tante veranlaßt hatte, nachdem sie mir, lediglich um des Vergnügens willen, mir zu schaden, ein mögliches Glück zerstört, mir nach ihrem Tode zu sagen, daß sie mich bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens gehaßt hatte.

So weit das Unglück die Entschuldigung für ein böses Gefühl sein kann, war die gute Frau wohl zu entschuldigen, denn ich erfuhr später, was ich schon aus dem Briefe meiner Cousinen ahnete, daß sie von dem unbezähmbaren Egoismus, der maßlosen Verschwendungssucht, und endlich dem frühen Tode ihres nur zu sehr geliebten Sohnes, John Reed, des Peinigers meiner Jugend, viel zu leiden gehabt hatte. Vielleicht hatte sie, wie mir erst jetzt beifällt, mein

Glück, das sie in ihrer Hand hielt, den Manen dieses heißgeliebten Sohnes aufgeopfert, zur Erinnerung an den fürchterlichen Kampf, den ich so tapfer gegen ihn bestanden hatte, und den ich Ihnen, ausführlich erzählt habe.

Wie dem auch sein möge, meine Gedanken waren damals zu sehr mit andern Dingen beschäftigt, um mir wegen eines verlorenen Glückes viel Sorge zu machen. Die Gäste von Thornfield-Hall standen auf dem Punkte, sich zu entfernen, und es schien mir nicht anders möglich, als daß vor ihrer Abreise die Verbindung Mr. Rochesters mit Blanca Ingram entschieden werden müßte. Ich sah daher mit schmerzlicher Neugier den ersten Anzeichen einer fest beschlossenen Verbindung entgegen.

Ich bemerkte jedoch während der letzten vierzehn Tage des Aufenthalts unserer Gäste durchaus nichts davon. Kein Wort, keine sichtbare Anordnung ließ auf etwas Derartiges schließen. Mistreß Fairfax, welche ich zuweilen nicht ohne eine innere Bangigkeit über die Sache auszuforschen suchte, wußte entweder nichts oder wollte mir nichts sagen. Eines Tages erlaubte sie sich indeß Mr. Rochester die bündige Frage vorzulegen, ob man bald eine Schloßherrin auf Thornfield-Hall sehen werde. Allein er antwortete ihr, wie sie mir sagte, nur mit einem nichtssagenden Scherze und einem sardonischen Blicke, „mit dem man nicht wußte, was man machen sollte“, wie sich Mistreß Fairfax sehr richtig ausdrückte.

Als Mistreß Ingram und ihre Töchter abgereis't waren, wunderte ich mich ein wenig, daß ich Mr. Rochester nicht, wie ich erwartet hatte, fast beständig zu Pferde auf dem Wege zwischen Thornfield-Hall und Ingram-Park sah. Allerdings lag Ingram-Park zwanzig Meilen von Thornfield entfernt an der Grenze einer andern Grafschaft; aber

was kümmert Liebenden die Entfernung? was war es namentlich für einen so unermüdlichen Reiter wie Rochester, diese zwanzig Meilen am Morgen vor dem Frühstück zurückzulegen? Diese Gedanken erweckten Hoffnungen in mir, welche ich als verführerische Schlingen gänzlich hätte verbannen sollen: daß die Verbindung zurückgegangen sei, daß das Gerücht die Sache entstellt habe, und daß von keiner Seite jemals eine definitive Zustimmung gegeben worden sei. Ich beobachtete indeß das Gesicht meines Gebieters, um auf demselben Anzeichen von Kummer und Verdruß zu entdecken, aber noch zu keiner Zeit war mir dieses Gesicht so wolkenlos und frei von jedem unangenehmen Eindrucke erschienen. Wenn ich zuweilen in den Stunden, welche ich mit Adele bei Mr. Rochester zubrachte, einen Anfall von Niedergeschlagenheit hatte und kein Wort sprach, so zeigte er sogar, um mich zu beruhigen, eine ganz natürliche und aufrichtige Heiterkeit, wie ein junger Mann, der an seiner eigenen Fröhlichkeit Vergnügen findet.

Nie hatte er unsre Gesellschaft öfter verlangt, nie war er so gut und freundlich gegen mich gewesen, und ach! nie hatte ich ihn so sehr geliebt!

Achte Abtheilung.

Rochester's Heirathsantrag.

Am Abende vor dem Johannestage war Adele, nachdem sie den Nachmittag damit zugebracht hatte, in der Umgegend Walderdbeeren zu suchen, sehr frühzeitig zur Ruhe gegangen, und als ich überzeugt war, daß sie schlief, ging ich hinunter in den Garten. Eine Abtheilung desselben bildete einen Obstgarten, ein wahres kleines Paradies von dicht neben einander stehenden Bäumen, das vom Hofe durch eine sehr hohe Mauer und von dem übrigen Garten durch eine Buchenallee getrennt war. Am äußersten Ende blickte man über eine Wolfsgrube in's Freie. Dahin führte eine Art Labyrinth von Lorbeerbüschen, in dessen Mitte ein mit Bänken umgebener großer Kastanienbaum stand.

Es war dies mein Lieblingsplatz und um den schönen Abend zu genießen, beabsichtigte ich, da eine Weile zu verbleiben. Kaum hatte ich mich jedoch niedergesetzt, so spürte ich den Rauch einer Cigarre, wie Mr. Rochester sie gewöhnlich rauchte. In der That war mein Gebieter mir in den Garten gefolgt und kam gerade auf den Kastanienbaum zugegangen, unter welchem ich saß. — Er setzte sich neben mir.

„Noch so spät im Garten, Miß Eyre?"

„Ich wollte den schönen Abend genießen.“

„Dieser Wunsch hat auch mich in's Freie geführt.“

Das Schicklichkeitsgefühl untersagte mir, an der Seite meines Gebieters noch länger zu verweilen. Nach einigen gewöhnlichen Worten beurlaubte ich mich, Mr. Rochester eine gute Nacht wünschend.

Aber Mr. Rochester hielt mich bei der Hand zurück.

„Warum eilen Sie denn so? Ist es nicht unrecht, sich an einem so herrlichen Abende zwischen seine vier Wände zu vergraben? Jedenfalls wählt man nicht den Augenblick zum Schlafengehen, wenn die scheidende Sonne noch dem emporsteigenden Mond gegenübersteht.“

Ich kann mich gewiß nicht beklagen, daß es mir im Allgemeinen an der Gabe fehlt, leicht und rasch zu antworten, aber es giebt Augenblicke, wo meine Geistesgegenwart mich im Stich läßt, namentlich wenn es darauf ankommt, statt eines wahren Grundes, den ich nicht sagen kann, einen plausiblen Vorwand, eine leere Entschuldigung anzuführen. Auch habe ich die Bemerkung gemacht, daß mir dies um so schwerer wird, einen je größeren Werth ich auf eine Weigerung lege, deren schmerzlichen Eindruck ich mildern möchte. Ich fand es nicht schicklich, mit Rochester in dem dunklen Baumgarten spazieren zu gehen, und doch wußte ich nicht, welchen Grund ich angeben sollte, um ihn zu verlassen, als er zu wünschen schien, daß ich bei ihm blieb. Ich begleitete ihn daher mit zaudernden Schritten, während ich über eine ehrbare Lüge nachsann, aber er schien mir so vollkommen ruhig, meinen Besorgnissen so gänzlich fremd, und überdies so ernst und väterlich, daß er vielmehr meine eigene Verlegenheit merken mußte. Das Böse, wenn es überhaupt etwas Böses war, so allein mit ihm zu bleiben, dünkte mich lediglich in meiner Einbil-

dung zu liegen, denn seine Gedanken waren offenbar sehr ernster Natur.

„Jane," begann er wieder, als wir in den Lorbeergang traten, „im Sommer ist Thornfield kein unangenehmer Aufenthalt. Meinen Sie nicht auch?"

„Ganz gewiß."

„Sie werden sich ohne Zweifel hier eingewöhnt haben, denn Sie besitzen einen angeborenen Sinn für die Schönheiten der Natur, und wenn ich nicht irre, das, was die Phrenologen das Organ der Anhänglichkeit nennen."

„Sie irren sich nicht; Thornfield gefällt mir außerordentlich."

„Noch mehr; Sie haben, ohne daß ich weiß warum, eine gewisse Zuneigung zu der kleinen Adele und selbst zu Mistreß Fairfax gefaßt?"

„Allerdings; ich liebe sie Beide aufrichtig, natürlich auf verschiedene Weise."

„Es würde Ihnen also schmerzlich sein, wenn Sie sich von ihnen trennen müßten?"

„Gewiß."

„Wie Schade!" rief er mit einer Art von Seufzer. „Doch so geht es gewöhnlich in unserem unvollkommenen Leben; kaum haben wir unser Zelt an einem Orte aufgeschlagen, wo wir die ersehnte Ruhe genießen können, so befiehlt uns eine unheilvolle Stimme, wieder aufzubrechen und weiter zu ziehen, da die Zeit der Ruhe noch nicht gekommen ist."

„Wollen Sie damit sagen, daß ich meine Reise fortsetzen und Thornfield verlassen muß?"

„Ich fürchte es, Jane. Ja, ich fürchte es und ich glaube sogar, es muß sein."

„Nun wohl, dann erwarte ich nur Ihren Befehl zur Abreise, er wird mich bereit finden.“

„Treffen Sie Ihre Anstalten so bald als möglich. Den Befehl zur Abreise, wie Sie sagen, muß ich Ihnen schon diesen Abend geben.“

„Sie wollen sich also vermählen?“

„So ist's; Ihr gewöhnlicher Scharfblick hat mit dem ersten Schlage den Nagel auf den Kopf getroffen.“

„Und ohne Zweifel bald?“

„Sehr bald, meine . . . . Miß Eyre, wollte ich sagen. Sie werden sich erinnern, als Sie das erste Mal über die Idee mit mir sprachen, daß ich, ein unwürdiger Hagestolz, in den heiligen Ehestand treten wollte. . . . Aber Sie hören nicht auf mich, Miß Jane: wenden Sie den Kopf vielleicht ab, um einen Nachtschmetterling fliegen zu sehen? Das erste Mal, sage ich, als Sie über meine Heirathspläne mit mir sprachen, machten Sie mich zuerst darauf aufmerksam, daß, sobald Miß Ingram meine Gattin sei, Adele und Sie das Schloß würden verlassen müssen. Ich sage nichts über den etwas bitteren Tadel, der sich in diesem Rathe gegen den wohlwollenden Charakter meiner liebenswürdigen Braut ausspricht. Ich will nur an die einsichtsvolle Verständigkeit Ihrer guten Rathschläge denken und mich in allen Punkten darnach richten. Adele soll daher in eine Pensionsanstalt treten und Sie, Miß Eyre, werden sich nach einer andern Stelle umsehen.“

„Ich will sogleich eine betreffende Anzeige in die Zeitung rücken lassen. Einstweilen denke ich . . .“

Ich vollendete meinen Satz nicht, da ich voraussah, daß meine Stimme die schmerzliche Bewegung meines Innern verrathen würde.

„In einem Monate, wie ich wenigstens hoffe," fuhr Rochester fort, „wird die Hochzeit stattfinden, und ich werde mich bis dahin selbst bemühen, Ihnen eine andere Stelle zu verschaffen."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, und es thut mir leid, daß Sie sich um meinetwillen bemühen . . ."

„Sie scherzen, liebe Jane. Wenn eine Gouvernante die Pflichten ihrer Stellung so ausgezeichnet erfüllt, als Sie, dann hat sie gewissermaßen ein Recht, von ihrer Herrschaft zu verlangen, daß sie bei ihrer Entlassung für ihr ferneres Fortkommen sorgt. Uebrigens habe ich schon mit meiner zukünftigen Schwiegermutter über eine Stelle gesprochen, die Ihnen conveniren dürfte. Sie würden die fünf Töchter einer reichen italienischen Dame zu erziehen haben, welche in der Grafschaft Connaught wohnt. Sie werden sehen, Irland gefällt Ihnen, und die Irländer gelten allgemein für sehr brave Leute."

„Ist es sehr weit von hier?"

„Was kümmert Sie das? Sie sind ein zu verständiges und gesetztes Mädchen, als daß die Entfernung und eine mehr oder weniger lange Reise ein Hinderniß bei der Ausführung eines Beschlusses sein könnte."

„Die Reise allerdings nicht, aber die Entfernung . . . und dann trennte mich das Meer . . ."

„Wovon, Jane?"

„Von England . . . von Thornfield . . . von . . ."

„Nun? vollenden Sie!"

„Von Ihnen, Mr. Rochester."

Diese Worte entschlüpften mir unwillkürlich, und eben so unwillkürlich begannen auch meine Thränen zu fließen. Ich weinte jedoch nur still, so daß es Mr. Rochester leicht entgehen konnte.

„Es ist in der That wahrscheinlich," versetzte er, „daß wir uns ziemlich selten, oder richtiger gesagt, nie wieder sehen werden, denn ich für meine Person finde wenig Gefallen an Irland; überdies, Jane, sind wir immer gute Freunde gewesen, nicht wahr?

„Ohne allen Zweifel."

„Wohlan wenn ein paar Freunde sich bald trennen müssen, so bringen sie die ihnen noch übrige Zeit gern in ihrer gegenseitigen Gesellschaft zu. Kommen Sie, wir wollen uns dort unter den Kastanienbäumen auf die Bank setzen und ruhig von Ihrer Reise plaudern."

Mit diesen Worten führte er mich zu der erwähnten Bank und setzte sich an meine Seite.

„Jane," begann er nun wieder, „es thut mir leid, daß ich Sie so weit von mir entferne. Ich muß Ihnen sagen, daß es Augenblicke giebt, wo es mir scheint, als stammten wir aus Einer Familie, als wären wir ein Wenig verwandt. Es kommt mir zuweilen vor, als wären wir durch ein geheimnißvolles Band mit einander vereinigt. Wenn uns aber der breite Sanct Georgs-Canal mit seinen schäumenden Wogen und seinen reißenden Strömungen trennt, so fürchte ich, das Band wird zerreißen und unsere beiden Herzen bluten. ... Doch, was sage ich? ... Sie werden mich bald vergessen!"

„Ich? Gewiß nie, Sie wissen es wohl. Ueberdies ..."

„Jane," unterbrach er mich, „hören Sie in dem fernen Walde den lieblichen Gesang der Nachtigall?"

Aber in der jetzt eintretenden tiefen Stille brach mein lange unterdrücktes Schluchzen plötzlich hervor, und als ich wieder einige Worte sprechen konnte, geschah es nur, um

den Tag, an welchem ich geboren und den, an welchem ich nach Thornfield gekommen war, zu verwünschen.

„Es wird Ihnen also schwer, sich davon zu trennen?“ fragte Mr. Rochester im Tone des Erstaunens.

Der Augenblick war gekommen, wo ich ein Gefühl nicht mehr beherrschen konnte, das mächtiger war, als all' mein Widerstand.

„Ja,“ rief ich aus, „ich trenne mich ungern von Thornfield, denn ich liebe es. Ich liebe es, weil ich hier, wenigstens einige Tage lang, vollständig und wahrhaft gelebt habe. Ich wurde nicht mit Füßen getreten, nicht als ein gefühlloses Wesen betrachtet, nicht durch einen gezwungenen Umgang mit ungebildeten Menschen auf mich selbst zurückgewiesen, noch allem Verkehre mit den glänzenden, energischen und erhabenen Eigenschaften des menschlichen Geistes entzogen. Ich unterhielt mich hier mit dem, was ich am meisten achte und liebe, mit einem originellen, starken und weit blickenden Geiste. Warum soll ich es Ihnen verschweigen, Mr. Rochester? . . . nachdem ich Sie kennen gelernt habe, ist es mir ein schrecklicher, ein quälender Gedanke, auf immer von Ihnen getrennt zu werden. Ich sehe wohl die Nothwendigkeit davon ein, aber nur wie man die Nothwendigkeit des Todes einsieht, ohne mich damit vertraut machen zu können.“

„Woraus schließen Sie auf diese Nothwendigkeit?“ fragte er mich plötzlich.

„Sie selbst, Mr. Rochester, haben sie mir klar vor Augen gelegt.“

„Unter welcher Form denn?“

„Unter der Form Miß Ingrams, eines schönen und liebenswürdigen Mädchens, Ihrer Braut.“

„Meiner Braut? Wie kommen Sie darauf? Ich habe keine Braut.“

„Gleichviel, Sie wollen sich aber vermählen?“

„Ich will ... ja ... ich will! ... ich will!“

Diese Worte sagte er mit zusammengepreßten Zähnen und mit einem fast wilden Ausdrucke.

„Sie sehen also, daß ich Thornfield verlassen muß; haben Sie es nicht selbst gesagt?

„Nein ... Sie sollen bleiben ... ich schwöre es, und ich werde diesen Schwur halten.“

„Dann muß ich jetzt Ihnen sagen: ich will, ich muß fort von hier. Halten Sie mich denn für fähig, hier zu bleiben, ohne irgend ein Anrecht auf Ihre Zuneigung? Haben Sie mich als einen Automaten, als eine sorglose Maschine ohne Gefühl betrachtet? Glauben Sie, ich habe weder Herz noch Seele, weil ich arm, von dunkler Herkunft, klein und häßlich bin? So wissen Sie denn, mein Herz und meine Seele stehen auf der nämlichen Höhe wie die Ihrigen ... und wenn ich bei einiger Schönheit ein Vermögen besäße, das mich Ihnen näher stellte, Mr. Rochester, so würde ich Ihnen die Trennung von mir eben so schmerzlich zu machen gewußt haben, als mir jetzt die Trennung von Ihnen wird. Sie sehen, und ich weiß es selbst recht wohl, daß ich hier von allen gesellschaftlichen Gebräuchen, Convenienzen und Verhältnissen absehe. Mein Geist spricht zu Ihrem Geiste, als hätten wir das Grab überschritten und ständen völlig gleich am Throne des Herrn, ... denn dort werden wir es sein, ja wir sind es schon jetzt, ich fühle es.“

„Ja, Sie haben Recht, wir sind einander gleich,“ wiederholte Rochester, dessen Stimme jetzt mehr als die

meinige zitterte. „So kommen Sie denn, Jane, kommen Sie an mein Herz."

Er zog mich in der That an sich, und ich glaube, seine Lippen berührten die meinigen; aber ich stieß ihn heftig zurück.

„Nein," sagte ich, von dem raschen Strome meiner Rede fortgerissen, „nein, wir sind nicht gleich, denn Sie wollen aus Berechnung thun, was man nie von mir erlangen würde. Sie wollen ein unter Ihnen stehendes Mädchen heirathen, von dem Sie wissen, daß sie unter Ihnen steht, ein Mädchen, die Ihnen keine wahre Zuneigung einflößt und die Sie nicht aufrichtig lieben können, weil Sie sie in Ihrem Innern geringschätzen. Nein, um keinen Preis der Welt würde ich mich unter ein solches Joch beugen ... ich bin also besser, als Sie. Lassen Sie mich abreisen!"

„Nach Irland, Jane?"

„Nach Irland oder wohin es immer sei! Ich habe gesagt, was ich auf dem Herzen hatte, und werde jetzt gehen, wohin man will."

„Beruhigen Sie sich, Jane! Hören Sie auf, sich so in meinen Armen zu sträuben, wie ein gefangener Vogel, der sich in seiner Verzweiflung an den Stäben seines Käfigs verwundet."

„Ich bin kein Vogel und man fängt mich in keinem Netze. Ich bin ein freies Wesen, ich habe einen Willen, der von Niemandem abhängig ist, und ich bediene mich dieses Willens, um mich von Ihnen zu trennen."

Durch eine neue Anstrengung entwand ich mich seinen Armen und blieb siegreich und stolz vor ihm stehen.

„Es sei denn," entgegnete er mir; „Ihr Wille allein mag über Ihr Schicksal entscheiden: ich trage Ihnen meine

Hand, mein Herz und Ihren Antheil an Allem an, was ich auf der Welt besitze."

Ich war im Augenblick wie vom Donner gerührt, meine Ueberraschung überstieg jede Beschreibung, die ich Ihnen davon geben könnte.

„Ich sollte über diesen Scherz lachen, Mr. Rochester und doch . . ."

„Und doch ist nichts ernster, als das," fiel er ein. „Lassen Sie sich nicht von der Ueberspannung hinreißen, welche so eben noch Ihre Worte dictirte. Bleiben Sie einige Augenblicke ruhig und gelassen, ich selbst will Ihnen mit gutem Beispiele vorangehen."

Er schwieg in der That und blieb unbeweglich. Ein Windhauch strich sanft durch den Lorbeergang über die dichtbelaubten Zweige des alten Kastanienbaumes und verlor sich in dem unendlichen Raume. Als dieses leise Geräusch erstarb, ließ sich ein anderes vernehmen; es war der Gesang einer Nachtigall in dem fernen Gehölz. Als ich es hörte, fühlte ich meine Thränen wiederkehren. Rochester sah mich mit ernster Zärtlichkeit weinen.

„Kommen Sie an meine Seite, Jane," sagte er endlich, „dieses lange dauernde Mißverständniß muß aufhören. Kommen Sie, was fürchten Sie denn?"

Ach! ich fürchtete noch, daß er über meine Leichtgläubigkeit spottete.

„Ihre Braut steht zwischen uns," sagte ich.

Er stand plötzlich auf und stand mit Einem Schritte neben mir.

„Meine Braut ist hier!" rief er aus, indem er mich von Neuem an sich zog. „Hier ist sie, denn hier habe ich meines Gleichen gefunden! Jane, wollen Sie meine Gattin werden?"

Da ich nicht sogleich antwortete, fuhr er fort:

„Ich sehe, daß ich noch immer ein Lügner in Ihren Augen bin. Was bedarf es denn, um Sie zu überzeugen, meine kleine Zweiflerin? Als ob Sie nicht wüßten, daß ich Miß Ingram nie geliebt habe! Und was ihre Liebe zu mir betrifft, so habe ich mir die Mühe genommen, sie auf die Probe zu stellen. Es genügte mir zu diesem Zwecke, ihr zu verstehen zu geben, daß ich zwei Drittheile meines Vermögens verloren hätte. Von diesem Augenblicke an konnte ich um ihre Hand anhalten, ohne zu fürchten, daß sie mir gewährt würde. Meine Berechnung bewährte sich als vollkommen richtig. Die Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit, die mir früher von diesen stolzen Damen erwiesen waren, hatten nicht meiner Person, sondern meinem Vermögen gegolten. Als in Folge meiner Andeutungen auf dies letztere nicht mehr zu rechnen war, trat in ihrem Benehmen gegen mich eine Veränderung ein, die sich nur wenig von Beleidigung und Haß unterschied. Die Coquette, welche Sie für meine Braut hielten, schien meine Besuche nur noch zu dulden und auf eine passende Gelegenheit zu warten, um meine Zudringlichkeit zu rügen. Nein, ich wollte und konnte Miß Ingram nicht heirathen. Sie sind es, das kleine sonderbare Mädchen, die kaum aus dieser Welt ist, die weder Vermögen noch eine Familie besitzt und die so viele Leute häßlich finden, Sie sind es, die ich bitte, meine Hand anzunehmen.“

„Ist dies wirklich wahr?“ rief ich aus, gerade wegen der Unartigkeit seiner Complimente von seiner Aufrichtigkeit überzeugt; „ich, Mr. Rochester, die in der Welt keinen andern Freund hat, als Sie, wenn Sie es überhaupt sind, ... ich, die keinen Schilling besitzt, den Sie ihr nicht gegeben haben? Bitte, wenden Sie Ihr Gesicht nach dem Monde.“

„Warum?“

„Weil ich Ihre Gedanken auf Ihrer Stirn lesen will.“

„In Gottes Namen; Sie müßten sehr geschickt sein, wenn Sie auf diesem abgegriffenen und zerknitterten Blatte etwas läsen. So lesen Sie denn, aber beeilen Sie sich, denn ich leide Höllenqualen.“

Das Blut stieg in der That in sein Gesicht; er war offenbar sehr aufgeregt; man sah es an dem nervösen Zucken seiner Gesichtsmuskeln und an dem ungewöhnlichen Glanze seiner Augen.

„O Jane!“ rief er nach einer kleinen Pause, „hören Sie auf, mich zu quälen! Ihre Augen, diese treuen Spiegel Ihrer Seele, haben einen Ausdruck, der mir das Herz zerreißt.“

„Sie drücken nichts aus, als eine innige Dankbarkeit, und ich sehe nicht ein ...“

„Kein Wort mehr, ich bitte Sie, wenn Sie mir nicht sagen wollen, daß Sie meine Hand annehmen.“

„Lieben Sie mich aufrichtig und wollen Sie mich ernstlich zur Gattin?“

„Ich habe es Ihnen gesagt. Bedarf es noch eines Eides? Nun wohl, ich schwöre es Ihnen!“

„So schwöre auch ich Ihnen, daß ich Ihre Gattin werden will!“

Dann komm an mein Herz, Jane, meine Geliebte, meine Braut und bald meine Gattin, sei Du der gute Genius, der mich durch's Leben begleitet, verdanke ich Dir doch eigentlich mein Leben, da Du mich vom Feuertode errettetest, das jene Entsetzliche . . .

„Welche Entsetzliche?“ fragte ich.

„Es ist eine trübe Erinnerung, die sich dann und wann meiner bemächtigt. — An Deiner Seite, liebe Jane, werden

jene trüben Erinnerungen mich nicht mehr beunruhigen. An Deiner Seite, meine Jane, hoffe ich das häusliche Glück zu erringen, dem ich bis jetzt nachgestrebt habe, ohne es zu finden. Mache Du mich so glücklich, wie ich Dich zu machen beabsichtige. Mein ganzes Leben sei diesem Bestreben gewidmet!

Die Dunkelheit um uns her war inzwischen viel dichter geworden. Der Mond konnte so früh noch nicht untergegangen sein, und doch erkannte ich Rochesters Züge kaum. Der große Baum, unter dem wir saßen, ächzte unter dem Drucke des Windes, der das harte Laub der Lorbeerbäume bewegt. Ein Gewitter war im Anzuge und schon fing es an zu regnen.

„Wir müssen in's Haus gehen," sagte Rochester, „denn das Wetter hat sich geändert. Wie gern wäre ich bis zum Morgen bei Dir geblieben, meine Jane!"

„Und ich nicht minder!" dachte ich. Vielleicht würde ich es laut gesagt haben, aber ein greller Blitzstrahl zuckte aus den Wolken, auf die meine Augen gerichtet waren. Geblendet und erschrocken legte ich meinen Kopf an Rochesters Schulter. Es begann in Strömen zu regnen. Er zog mich die Allee entlang, bis an das Haus, aber noch ehe wir es erreichen konnten, waren wir Beide ganz durchnäßt. Während er mir auf der Hausflur meinen triefenden Shawl von den Schultern nahm und sanft meine feuchten Haarflechten drückte, trat Mistreß Fairfax aus ihrem Zimmer. Wir bemerkten sie anfangs gar nicht, obgleich sie ihre brennende Lampe in der Hand trug. Es schlug eben zwölf Uhr.

„Lege rasch Deine nassen Kleider ab," sagte Rochester zu mir, „und ehe Du gehst, noch ein Mal gute Nacht, mein Engel!"

Er umarmte mich mehre Male, während er diese Worte wiederholte. Als ich mich seinen Armen sanft entwand und aufblickte, sah ich die gute Mistreß Fairfax ernst und von Staunen ergriffen vor mir.

Ein lächelnder Blick, den ich ihr, während ich mich erntfernte, zuwarf, war die einzige Erklärung, die ich ihr in diesem Augenblicke zu geben vermochte. Als ich aber in mein Zimmer kam, befiel mich eine gewisse Angst, indem ich bedachte, daß die würdige Dame, wenn auch nur einige Stunden lang, die kleine Scene, deren Zeuge sie durch einen Zufall geworden war, vielleicht übel deuten könnte.

Aber bald verdrängte die Freude, von der ich wie berauscht war, jedes andere Gefühl aus meinem Innern. Der entfesselte Sturm tobte vergebens die ganze Nacht hindurch; vergebens grollte der Donner am Himmel, vergebens schlugen die Blitze mit ihren feurigen Flügeln. Ich empfand keine Furcht, kaum eine unbestimmte Regung von Ehrerbietung vor der Macht der Elemente.

Drei Mal im Laufe der Nacht kam Rochester an meine Thür, um mich zu fragen, ob ich mich nicht unwohl fühle oder ängstigte. Dies war ganz geeignet, mir Muth gegen alle Gefahren und Trost für alles Unglück zu geben.

Der folgende Tag war herrlich; selten wurde die Erde von einem prachtvolleren Junimorgen beleuchtet.

Nachdem ich bei Mistreß Fairfax gefrühstückt hatte, die mir mit einer gewissen Zurückhaltung begegnete, über die mir noch nicht erlaubt war, Rechenschaft von ihr zu fordern, ging ich hinauf zu Adele; aber Rochester hatte sie mit ihrem Mädchen in's Freie geschickt und er selbst empfing mich in unserm Abeitszimmer. Es war nicht mehr ein kalter Gruß, nicht einmal ein warmer Händedruck, sondern

es war eine fast väterliche Liebkosung, mit welcher er mich bei meinem Eintritt empfing. Ich war schon so vertraut mit meinem Glücke, daß ich dieses Entgegenkommen ganz natürlich fand.

Nachdem er mir eine Schmeichelei über mein gutes Aussehen gesagt hatte, über meine „Schönheit" sogar und über den Glanz meiner hübschen braunen Augen, sprach Mr. Rochester sogleich von seinen Planen. Er sagte, unsere Verbindung solle nach Ablauf der streng vorgeschriebenen vier Wochen stattfinden und er bewilligte mir keinen Tag mehr. Ueberdies habe er bereits nach London geschrieben und erwarte mit umgehender Post die bei seinem Bankier deponirten Familienjuwelen.

Er werde sehen, ob dieses Geschmeide mir genüge, denn er wünsche mich eben so reich gekleidet und geschmückt zu sehen, als wäre ich die Tochter eines Herzogs und Pairs mit einer Aussteuer von hunderttausend Pfund Sterling.

Ich erlaubte mir, mich über seine Juwelen und über ihn selbst lustig zu machen.

„Du vergissest," sagte ich zu ihm, „daß kostbares Geschmeide nur die Schönheit kleidet. In eine vornehme Dame verwandelt, mit Blumen, Diamanten und Spitzen bedeckt, würdest Du nicht mehr die kleine Gouvernante Jane Eyre in mir erkennen, deren Quäkermanieren Dein Herz gewonnen haben. Ich würde mir vorkommen wie eine Krähe mit Pfauengefieder. Eben so gern würde ich Dich als Opernhelden gekleidet sehen, mit dem Barret auf dem Kopfe, der Krause um den Hals und den Halbmantel auf der Schulter, als mich mit Federn und Edelsteinen beladen in einem Spiegel zu erblicken. Ich liebe Dich mit der ganzen Kraft meiner Seele, aber ohne Dich für schöner zu halten, als Du es bist; glaube daher nicht, daß Du nöthig hast, der Eitelkeit

in mir zu schmeicheln, die man bei allen Frauen voraussetzt."

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß er diesen vernünftigen Worten keine Beachtung schenkte. Dagegen berührte er eine empfänglichere Saite in mir, indem er von den Reisen sprach, welche wir zusammen machen wollten, sobald wir verbunden wären. Ich sollte Paris, Rom, Neapel, Florenz, Venedig und Wien, kurz alle Länder mit ihm besuchen, die er schon kannte und die er in meiner Gesellschaft noch ein Mal sehen wollte, . . . konnte es eine schönere Aussicht für mich geben?

„Außerdem will ich," setzte er hinzu, „daß Du noch diesen Abend die Erfüllung Deiner drei liebsten Wünsche von mir verlangst, ganz so wie in den Feenmährchen. Nur hüte Dich, Jane, nichts Unmögliches zu fordern, denn ich würde es ganz bestimmt versuchen."

„Nun wohl," sagte ich lachend, „mein erster Wunsch ist, daß Du Deinem Bankier schreibst, er soll die bewußten Juwelen nicht schicken. Sie würden mir unnütz sein, und vielleicht noch etwas Schlimmeres, denn sie würden mich an die mir ohnehin schmerzliche Ungleichheit unserer Vermögensumstände erinnern."

„Jane, Du bist ein böses Kind!" rief Mr. Rochester, „doch mein Wort bindet mich, die Contreordre soll noch diesen Abend abgehen."

„Gut, jetzt zu dem zweiten Wunsche. Ich will, daß meine Neugierde über einen kitzligen Punkt befriedigt werde . . ."

Rochester schien darüber verlegen zu werden; seine dunklen Augenbrauen zogen sich zusammen und seine Stirn verfinsterte sich.

„Denke an Eva und Psyche," sagte er mit einem

erzwungenen Lächeln zu mir; „Beide bereuten es, daß sie hatten zu viel wissen wollen.“

„Kann ich wenigstens wissen,“ entgegnete ich, „warum Du Miß Ingram scheinbar den Hof machtest, obgleich Du sie nicht liebst.“

Rochesters Gesicht heiterte sich alsbald wieder auf.

„Ich habe nicht geglaubt, meine Jane,“ erwiederte er, „daß ich nöthig haben würde, Dir dies zu erklären. Weißt Du nicht, daß ein wenig Eifersucht das beste Mittel ist, um eine entstehende Liebe zu nähren? und weißt Du nicht, daß ich bis zum Wahnsinn von Dir geliebt sein wollte?“

Ich hätte auf diese seltsame Erklärung nur eine ihn verletzende Antwort geben können und schwieg daher. Mein dritter Wunsch, und zwar der theuerste von allen, ist: daß Mistreß Fairfax von der Ehre unterrichtet wird, zu welcher Du mich bestimmt hast. Nach dem, was sie gesehen hat, ist es nicht schicklich, daß sie in dieser Beziehung länger in Unkenntniß bleibt.“

„Dein Wunsch soll erfüllt werden, liebe Jane.“ — Wir begaben uns auf der Stelle zu meiner alten Freundin, um ihr seine Absichten kund zu geben, und ihr etwas zu offen an den Tag gelegtes Erstaunen wurde fast beleidigend für mich.

Sie konnte sich augenscheinlich nicht erklären, wie ich einen Mann hatte fesseln können. Der Stolz und der strengste Ordnungsgeist, um nicht mehr zu sagen, waren in ihren Augen die stereotypen und erblichen Eigenschaften der Familie Rochester. Sie fand durchaus nichts in dieser Verbindung, was ihr nicht in jeder Hinsicht, selbst in Bezug auf das Alter, ein Mißverhältniß gezeigt hätte.

„So ist Alles vortrefflich," sagte sie endlich, „und ich bin nun von den Besorgnissen befreit, welche mir seit einiger Zeit das Herz schwer machten. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich gestern Abend empfunden habe, als ich Sie, nachdem ich Sie im ganzen Hause gesucht hatte, mit Herrn Rochester um Mitternacht ..."

„Davon wollen wir nicht mehr sprechen," rief ich mit einem Anflug von Ungeduld, „da Sie jetzt wissen, woran Sie sind."

„Gut, es sei. Ich hoffe, daß Alles nach Wunsche gehen mag. Aber seien Sie auf Ihrer Hut, mein liebes Kind. Halten Sie sich fern von Mr. Rochester, mißtrauen Sie sich selbst eben so sehr, als ihm. Es geschieht nicht alle Tage, daß ein Mann seines Standes die Gouvernante seiner Kinder heirathet."

Ich war nahe daran, unwillig zu werden, aber Adele's Eintritt machte diesem peinlichen Gespräche ein Ende.

Mein kleiner Zögling wollte mich im Auftrage Mr. Rochesters abholen, um zusammen nach Millcote zu fahren. Es sollte, wie sie sagte, allen Kaufleuten dieses Städtchens ein Besuch abgestattet und ihre Magazine geplündert werden, um eine vollständige Aussteuer zusammenzubringen.

Dies convenirte mir durchaus nicht. So oft mich Rochester mit Geschenken überschütten wollte, fühlte ich mich jedes Mal tief gedemüthigt, und Alles, was der Uneigennützigkeit meiner Liebe zu nahe treten konnte, war mir unangenehm.

Die kleine Reise mußte indeß gemacht werden. Anstatt aber funfzehn bis zwanzig verschiedene Kleider, mit denen er mich beschenken wollte, gelang es mir, ihn dahin zu bringen, daß er sich mit zweien begnügte, deren Wahl er mir jedoch nicht überließ, da er mich zu sehr geneigt

sah, sie einfacher und bescheidener zu kaufen, als er wünschte. Er nahm die theuersten Stoffe, die schwersten Seidenzeuge. Dann kehrten wir nach Thornfield zurück.

„Wirst Du mir wenigstens das Vergnügen machen, mit mir zu speisen? fragte er mich bei unserer Ankunft.

„Nein, dafür muß ich danken.“

„Darf ich nach dem Grunde dieser Weigerung fragen?„

„Er ist ganz einfach. Ich habe nie an Deinem Tische gegessen und sehe nicht ein, warum ich eher an demselben Platz nehmen soll, als bis . . .“

„Nun, willst Du mir wieder Etwas verschweigen? Sprich Deinen Gedanken vollständig aus.“

„Als bis ich es nicht mehr ablehnen darf.“

„Gut denn, so mißbrauche Deine gegenwärtigen Rechte, unbeugsame Tyrannin! Ich werde später auch die meinigen haben, und Du sollst sehen, ob ich sie geltend mache.“

Meine Bedenklichkeiten könnten Manchem als übertrieben, ja vielleicht als kindisch erscheinen, aber Sie, meine verehrte Freundin, werden sie erklärlich finden bei einem zugleich liebenden und stolzen Herzen, dem in einer so ganz besonders schwierigen Lage darum zu thun ist, die Neigung, welcher es sich hingibt, vor jedem Verdacht und jedem Rückhalt zu bewahren. Es war schon viel, daß ich diese so lange verborgene Leidenschaft offen gestanden hatte; nun mußte ich sie aber wenigstens vor jeder üblen Deutung schützen, und es durfte nicht den Anschein gewinnen, als ob eine feile Berechnung der Beweggrund meines Verfahrens sei, das, wie ich sehr gut wußte, ein Gegenstand des Spottes und Tadels für die Welt sein würde.

Deßhalb, und nur deßhalb, war meine Armuth mir drückend. Bei unserer Zurückkunft von Millcote hatte ich mir vorgenommen, und ich führte diesen Vorsatz noch an

dem nämlichen Tage aus, an meinen Oheim John in Madeira zu schreiben, um ihm mitzutheilen, daß seine Nichte keineswegs gestorben war, daß sie im Gegentheil eine weit über ihren Stand hinausgehende Verbindung schließen wollte und daß sie ihm herzlich für seine wohlwollenden Absichten dankte, welche nur an den feindseligen Gesinnungen der Mittelperson gescheitert waren, die er gewählt hatte.

Es war sehr zweifelhaft, ob dieser Brief den Oheim noch am Leben finden würde, und wenn dies auch der Fall war, so war er vielleicht jetzt verheirathet und konnte nicht mehr frei über sein Vermögen verfügen. Doch gleichviel; schon die wenn auch noch so ungewisse Hoffnung, meinem Gatten mit der Zeit eine größere oder kleinere Summe zubringen zu können, gewährte mir einige Erleichterung bei dem Gedanken, daß ich jetzt in gänzlicher Abhängigkeit von ihm leben müßte.

Ein andres Bedenken für mich bestand darin, während der langen vertraulichen Unterhaltungen mit einem Manne, der meiner Liebe gewiß war, den gefährlichen Aeußerungen seiner Zärtlichkeit auszuweichen. Doch in diesem Punkte unterstützte mich mein wirkliches Gefühl vortrefflich. Ich lernte aus der Wendung, die das Gespräch nahm, aus dem Tone der Stimme, aus dem Feuer des Blicks die Vorläufer dieser Ausbrüche, welche mich ins Verderben stürzen konnten, wenn ich mich von ihrem ansteckenden Zauber hinreißen ließ, und von nun an richtete ich es so ein, daß ich immer eine kleine Härte oder üble Laune zu meiner Verfügung hatte, die ich im Nothfall als ein sicheres Präservativmittel anwendete.

Diese Taktik erforderte einige Gewandtheit, denn wenn ich auch Rochester einen Augenblick mißfallen wollte, so war es doch nicht meine Absicht, ihn mir auf immer zu entfrem-

den. Und ich schwöre Ihnen, es bedurfte eines Muthes, den ich mir nie zugetraut hatte, um bei dem Mißvergnügen, der schmerzlichen Ueberraschung, der Besorgniß und der Angst standhaft zu bleiben, welche sich in den Zügen meines Geliebten malten, wenn ich mich absichtlich übellaunisch, oder gekränkt, oder spöttelnd, oder zerstreut stellte, um nicht zu hingebend, zu unterwürfig und besonders von seiner Leidenschaftlichkeit nicht zu sehr angesteckt zu werden.

Bedenken Sie wohl, theure Freundin, daß mein zukünftiger Gatte damals die ganze Welt für mich war, daß die Hoffnung, von ihm geliebt zu werden, mir Ersatz für jede andere Hoffnung war. Er stand zwischen meiner Seele und jedem frommen Gedanken, wie die Wolke zwischen dem Auge des Menschen und den Strahlen der Sonne; er war mein Idol geworden.

Die vier Wochen dünkten Rochester eine Ewigkeit. Fast jeden Abend berechnete er, wie viele Tage noch bis zur Hochzeit übrig wären. Dann und wann schien eine trübe Ahnung sich seiner zu bemächtigen und wenn ich ihn bat, mir die Befürchtung mitzutheilen, welche ihn zu quälen schien, so antwortete er durch ein gezwungenes Lächeln; hätte ich in die Zukunft blicken können, so würde ich diese Befürchtung erkannt, und weh! — sie nur zu sehr getheilt haben.

Ende des ersten Bandes.



den. Und ich schwöre Ihnen, es bedurfte eines Muthes, den ich mir nie zugetraut hatte, um bei dem Mißvergnügen, der schmerzlichen Ueberraschung, der Besorgniß und der Angst standhaft zu bleiben, welche sich in den Zügen meines Geliebten malten, wenn ich mich absichtlich übellaunisch, oder gekränkt, oder spöttelnd, oder zerstreut stellte, um nicht zu hingebend, zu unterwürfig und besonders von seiner Leidenschaftlichkeit nicht zu sehr angesteckt zu werden.

Bedenken Sie wohl, theure Freundin, daß mein zukünftiger Gatte damals die ganze Welt für mich war, daß die Hoffnung, von ihm geliebt zu werden, mir Ersatz für jede andere Hoffnung war. Er stand zwischen meiner Seele und jedem frommen Gedanken, wie die Wolke zwischen dem Auge des Menschen und den Strahlen der Sonne; er war mein Idol geworden.

Die vier Wochen dünkten Rochester eine Ewigkeit. Fast jeden Abend berechnete er, wie viele Tage noch bis zur Hochzeit übrig wären. Dann und wann schien eine trübe Ahnung sich seiner zu bemächtigen und wenn ich ihn bat, mir die Befürchtung mitzutheilen, welche ihn zu quälen schien, so antwortete er durch ein gezwungenes Lächeln; hätte ich in die Zukunft blicken können, so würde ich diese Befürchtung erkannt, und weh! — sie nur zu sehr getheilt haben.

Ende des ersten Bandes.



den. Und ich schwöre Ihnen, es bedurfte eines Muthes, den ich mir nie zugetraut hatte, um bei dem Mißvergnügen, der schmerzlichen Ueberraschung, der Besorgniß und der Angst standhaft zu bleiben, welche sich in den Zügen meines Geliebten malten, wenn ich mich absichtlich übellaunisch, oder gekränkt, oder spöttelnd, oder zerstreut stellte, um nicht zu hingebend, zu unterwürfig und besonders von seiner Leidenschaftlichkeit nicht zu sehr angesteckt zu werden.

Bedenken Sie wohl, theure Freundin, daß mein zukünftiger Gatte damals die ganze Welt für mich war, daß die Hoffnung, von ihm geliebt zu werden, mir Ersatz für jede andere Hoffnung war. Er stand zwischen meiner Seele und jedem frommen Gedanken, wie die Wolke zwischen dem Auge des Menschen und den Strahlen der Sonne; er war mein Idol geworden.

Die vier Wochen dünkten Rochester eine Ewigkeit. Fast jeden Abend berechnete er, wie viele Tage noch bis zur Hochzeit übrig wären. Dann und wann schien eine trübe Ahnung sich seiner zu bemächtigen und wenn ich ihn bat, mir die Befürchtung mitzutheilen, welche ihn zu quälen schien, so antwortete er durch ein gezwungenes Lächeln; hätte ich in die Zukunft blicken können, so würde ich diese Befürchtung erkannt, und weh! — sie nur zu sehr getheilt haben.

Ende des ersten Bandes.



den. Und ich schwöre Ihnen, es bedurfte eines Muthes, den ich mir nie zugetraut hatte, um bei dem Mißvergnügen, der schmerzlichen Ueberraschung, der Besorgniß und der Angst standhaft zu bleiben, welche sich in den Zügen meines Geliebten malten, wenn ich mich absichtlich übellaunisch, oder gekränkt, oder spöttelnd, oder zerstreut stellte, um nicht zu hingebend, zu unterwürfig und besonders von seiner Leidenschaftlichkeit nicht zu sehr angesteckt zu werden.

Bedenken Sie wohl, theure Freundin, daß mein zukünftiger Gatte damals die ganze Welt für mich war, daß die Hoffnung, von ihm geliebt zu werden, mir Ersatz für jede andere Hoffnung war. Er stand zwischen meiner Seele und jedem frommen Gedanken, wie die Wolke zwischen dem Auge des Menschen und den Strahlen der Sonne; er war mein Idol geworden.

Die vier Wochen dünkten Rochester eine Ewigkeit. Fast jeden Abend berechnete er, wie viele Tage noch bis zur Hochzeit übrig wären. Dann und wann schien eine trübe Ahnung sich seiner zu bemächtigen und wenn ich ihn bat, mir die Befürchtung mitzutheilen, welche ihn zu quälen schien, so antwortete er durch ein gezwungenes Lächeln; hätte ich in die Zukunft blicken können, so würde ich diese Befürchtung erkannt, und weh! — sie nur zu sehr getheilt haben.

Ende des ersten Bandes.

